

5 EDITORIAL

EDITIERT

- 6 Kevin Vennemann
NAHE JEGWENEW
- 11 Bettina Gundermann
LYSANDER
- 17 Norbert Lange
VON TEUFELN UND ENGELN
- 21 Daniel Illger
DER WIND AUS STAUB
- 28 Hendrik Rost
VORSTELLUNGEN VON WASSER
- 33 Claudia Rußwurm
AUGE UM AUGE
- 41 Florian Voß
PULSSCHLAG
- 44 Martin Hagemeyer
DIE VENUS
- 46 Erik Lindner / Hendrik Jackson
DER UNBEKANNTE L IM QUADRAT
Mit einem Nachwort von **Hendrik Jackson**

ESSAY

- 54 Gregor Hens
ABLICHTEN

EDITIONEN

- 60 Ilja Braun
DER PROGRAMMDIREKTOR UND DAS ETWAS
All about Schmitz von Thomas Weiss
- 61 Martin Endres
DAS POETISCHE HARMAGEDON
Hendrik Jackson: brausende bulgen. 95 Thesen über die Flusswasser in der menschlichen Seele.
- 63 Claudius Nießen
REIZÜBERFLUTUNG
Das Literarische Colloquium Berlin und die Digitale Bibliothek präsentieren 25 Nachwuchsautoren auf CD-ROM und DVD.

66 AUTOREN

- 66 Impressum

CORNELIA DURKA / LISA RAVE

(Umschlag & S. 4 Was soll das bedeuten?, S. 10 Fröhliche Weihnacht überall, S. 16 Ihr Kindlein kommet, S. 20 Schneeflöckchen, Weißröckchen, S. 32 O du Fröhliche, S. 40 Stille Nacht, Heilige Nacht, S. 53 Alle Jahre wieder, S. 58 Laßt uns froh und munter sein, S. 59 O Tannenbaum)

Kevin Vennemann

NAHE JEGWENEW

Wir atmen nicht. Der Ort ist nahe Jegweneu, wir hören die Jegweneuer Bauern singen, grölen, Klarinette, Akkordeon spielen, hören ihre Lieder seit Stunden bereits, alte Partisanenlieder, sie spielen und singen und grölen auf wundersame Weise melodios. Seit Stunden sitzen die Jegweneuer Bauern im Wald hinterm Haus und trinken und lachen und singen und spielen, nach Stunden erst, endlich, hören wir sie aus dem Wald heraustreten und lauthals singend über den Wall in den Garten marschieren. Nachts klirren die Fenster in der Küche, dann klirrt jedes einzelne Fenster im Haus. Abends sitzen wir hinterm Haus in der Hochsommerabendsonne auf dem schmalen Holzsteg, der auf den Teich hinterm Haus hinausführt und sitzen und liegen und schwimmen in der Sonne und sitzen lesend zusammen und trinken die erste und letzte Sommerbowle des Jahres, schwimmen und bespritzen uns gegenseitig mit Wasser, nachts hocken wir in Badeanzügen in die Speisekammer gedrängt. Abends sitzen wir zu neunt, nachts sind wir sechs, zählt man Zygmunt und Julia dazu, trotzdem Marian sagt, dass Zygmunt und Julia noch viel zu klein seien, um schon dazuzuzählen. Um Zygmunt die Angst zu nehmen, sagt Marian: Wenn sie uns kriegen, nehmen sie nur uns vier. Abends hören wir Vater zu, der aus seinen Büchern Märchen, alte Sagen, Gedichte liest, nachts hören wir die Jegweneuer Bauern singen, spielen, ungeordnet marschieren. Abends zählen wir die Mückenstiche auf unseren Beinen und flechten uns gegenseitig Zöpfe, nachts hocken wir in die Speisekammer gedrängt. Abends liegen wir im Gras

hinterm Haus der Länge nach in der Sonne, nachts rutschen wir umständlich nacheinander so leise wie möglich auf die Knie, weil in der Speisekammer immer nur eine Person Platz genug hat sich hinzuknien. Abends nehmen wir Zygmunt an Armen und Beinen, werfen ihn lachend mit viel Schwung in den Teich, nachts sehen wir kniend vorsichtig durch den Spalt zwischen Boden und Speisekammertür hindurch das weißblaue Mondlicht auf dem Küchenboden verteilt, hören die Jegwenewer Bauern singen und Klarinette, Akkordeon spielen, als stünden sie unmittelbar neben uns, und sehen ihre Schatten, neunzehn insgesamt, im zersprungenen Glas überall auf dem Boden zerschnitten, langsam am Fenster vorbeiziehen, wir atmen nicht, wir denken: Wir sind zu sechst, zählt man Zygmunt dazu und die kleine Julia, obwohl man keinen von beiden schon wirklich dazuzählen kann, wie Marian sagt, Zygmunt und Julia nehmen sie sicher nicht mit, sagt Marian, um Zygmunt die Angst zu nehmen, wir denken: Sie sind neunzehn, Sapetow ist dabei, Kaczmarek, Varta, Korolok, Geniek, Darnoczek und Sobuta sind dabei, sogar der Kradejewer Tierarzt, wir denken: Natürlich ist Krystowczyk dabei, und denken: Erstens hat Krystowczyk nur ein Auge. Zweitens ist er weit über sechzig und langsam in seinen Bewegungen, wir denken: Ihm wird nichts anderes übrig bleiben, als uns hier in der Speisekammer zu erwischen, irgendwo sonst, außerhalb der Speisekammer, draußen, kriegt er uns nicht. Wir hören, sie lassen unser Haus hinter sich, wir hören, weiter unten auf der Straße singen, spielen sie ein uraltes deutsches Bauernlied, ihr Singen ist uns ein Kompass. Wir hören, weiter unten auf der Straße singen, spielen sie ein uraltes deutsches Wanderlied, und ihr Deutsch hört sich merkwürdig an dabei, als hätten sie es vor kurzem erst gelernt, heute, gestern, zufällig irgendwo ganz nebenbei aufgeschnappt, dabei sprechen sie Deutsch schon seit Jahrhunderten. Wir hören Krystowczyk am lautesten, viel lauter als die anderen singen, sprechen, grölen, befehlen auf Deutsch, erst in der letzten Woche noch, Mitte Juni, Vater und Marian fahren zu Krystowczyks Hof raus, um fünfundzwanzig von Krystowczyks an der Schweinepest erkrankten Schweine notzuschlachten, singt Krystowczyk während des Schlachtens leise Lieder auf Russisch, wohl um sich lustig zu machen über uns, Marian und mich, sagt Vater am Abend. Nachts dann, heute schon, singt, spricht, grölt, befiehlt Krystowczyk so gut er eben kann auf Deutsch, wir hören ihn und die anderen mit lautem Jubelgeschrei vor Wasznars und Antoninas Hof ankommen, und hören Krystowczyk auf Deutsch den anderen das Feuer befehlen, wir atmen nicht. Wir hocken in die Speisekammer gedrängt auf die Knie gestützt und sehen abwechselnd durch den Spalt unter der Tür hindurch den Mond weißblau in den Fenstersplittern zerfetzt. Wir hören sie verstummen und zu neunzehnt dann johlen und grölen und immer wieder vor Freude in die Luft schießen, und in den Splittern und Scherben am Boden und in dem wenigen im Fensterrahmen verbliebenen Glas geht Wasznars und Antoninas Hof weißblau in Flammen auf, wir atmen nicht. Marian nimmt Zygmunt auf den Arm. Antonina nimmt die kleine schlafende Julia auf den Arm, wir treten aus der Speisekammer heraus in die Küche. Marian muss Antonina fast mit Gewalt daran hindern, dass sie mit Julia auf dem Arm die Scherben und Splitter aufzufegen beginnt, er wirft den Besen, das Kehrblech aus Metall zu Boden und zieht Antonina hinter sich her auf die Küchentür zum Garten hin. Es ist sehr heiß, der Himmel hinter den Pappeln im Garten und hinter den Kiefern im Wald und hinter den Eichen im Wald und hinter den Fichten im Wald und hinter den Buchen im Wald vom Feuer taghell, vor unseren Gesichtern und über dem Gras im Garten steht Nebel. Wir atmen nicht, wir verbringen nicht viel mehr als nur eine Sekunde oder zwei in der weißblau dampfenden Küche, aber wir zählen bis hundert, wir zählen bis tausend, wir stehen am Küchentisch, wir lehnen an Katarzynas Arbeitsplatte, wir stützen unsere Unterarme auf Stuhllehnen, wir tippen mit den Fingernägeln vorsichtig gegen den noch halbvollen Glaskübel Sommerbowl, der auf dem Küchentisch steht, nachts schwappt die Bowl im Kübel hin und her, abends, am letzten Abend, trinken wir von der Bowl, jeder einige

Gläser, abends, am letzten Abend, sagt Antonina auf dem Holzsteg im Garten hinterm Haus mit auf den Feldweg gerichteten Blicken leise: Sie kommen. Und als wir aufspringen, wegrennen, fallen unsere Bowlegläser ins Wasser oder zerspringen auf dem Holzsteg oder ergießen sich über Vaters Bücher, einige der Bücher fallen im Wegrennen ins Wasser, wir atmen nicht. Nachts berühren wir in der weißblau dampfenden Küche den Kübel vorsichtig mit den Fingernägeln, ein Geräusch, das in Wasznars laut knisterndem Hof ertrinkt. Wir stehen an den Ofen gelehnt, Marian und Anna zusammen an der Küchentür, und wir zählen bis hundert, und wir zählen bis tausend, und wir zählen bis Marian Jetzt ruft, losrennt, und rennen also hinter ihm her, stolpern durch den Garten hinterm Haus und über den Wall hinterm Haus in Richtung Wald, in Richtung Feld, und Antonina mit der kleinen Julia auf dem Arm verdreht sich den Knöchel und fällt und bleibt an der Bresche, die wir ins Feld schlagen im Mai, weinend liegen und legt den Kopf in die Arme, wie wir sehen könnten, wenn wir uns umdrehen würden, aber wir drehen uns nicht um, wir rennen weiter, wir laufen ins Feld hinein und denken: Sie fällt, sie legt den Kopf in die Arme, wie wir sehen könnten, wenn wir uns umdrehen würden, aber wir drehen uns nicht um, wir rennen weiter, wir laufen ins Feld hinein, wir denken: Sie fällt, sie legt den Kopf in die Arme, wie wir sehen könnten, wenn wir uns umdrehen würden, aber wir drehen uns nicht um, wir rennen weiter, wir laufen ins Feld hinein, wir denken: Wir laufen, ohne uns wenigstens noch einmal nach Antonina umzudrehen. Marian hat ein langes Küchen-, ein Brotmesser. Hier und dort hackt er im Rennen ab, was im Weg steht, und auf allen Vieren erreichen wir unsere Lichtung, wir singen, es ist Mai. Wir singen und falten singend das Tischtuch auf dem Feld auseinander, Marian steckt sein Küchen-, sein Brotmesser in die Tasche und legt die Sense so, dass Zygmunt nicht drauftreten kann. Marian legt sich hin und streckt sich aus, er ist groß, das geschnittene Rund ist gerade weit genug für den langen Marian, Antonina legt ihren Kopf auf seine Brust, Anna legt ihren Kopf auf Antoninas Bauch und hört Julia strampeln. Antonina teilt das Essen aus, und wir singen leise dabei. Marian sagt: Legt euch hin, ich will euch vom Bussardschießen erzählen, und drüben, an der Bresche, die wir ins Feld einschlagen im Mai, beginnt die kleine Julia zu schreien, als die Jegwenewer Bauern und der Kradejewer Tierarzt singend, grölend, spielend zu neunzehnt an ihr ziehen. Anna zwischen uns schreit auf und springt auf, und Marian drückt ihr die Hand auf den Mund und drückt Anna mit aller Kraft unter sich zu Boden, lässt sie dann los, stolpert und rappelt sich auf und will alleine durch das Korn zu Antonina und Julia zurücklaufen, dann verstummt das Singen, Grölen, Spielen unmittelbar vor uns an der Bresche, die wir ins Feld geschlagen haben, vor wenigen Wochen erst, im Mai. Julia schreit, sie ist noch ein Baby und schreit wie Babys nun einmal schreien, ohne zu wissen, warum. Sie schreit in der Ferne noch immer, als Marian schon wieder neben uns hockt, den Kopf schüttelt, die Hände in die Haare krallt, Annas Hand liegt auf seiner Schulter, wir atmen nicht, wir sehen die kleinen hellen Monde der Fackeln der Jegwenewer Bauern den Feldweg entlang zum Haus zurück schweben und ducken uns gerade noch rechtzeitig, als sie mit einer Laterne über das Feld leuchten. Ein Wind geht über das Feld, die Ähren tanzen, und sieht man die Ähren mit verweinten Augen nur lange genug an, stehen sie starr wie Gitterstäbe. Wir hören ein Schleifen in der Ferne und Antonina mit einem Mal kreischen, dass es weh tut, wir hören etwas in den Teich im Garten hinterm Haus fallen oder hören die Jegwenewer Bauern etwas in den Teich im Garten hinterm Haus werfen, wir hören Antonina ins Wasser springen und wieder heraufkommen, wieder hineinspringen und kreischend erneut herausklettern, wir hören die Jegwenewer Bauern lachen, grölen, in unsere Lichtung gekauert hören wir Krystowczyks Stimme unter neunzehn Stimmen von allen Stimmen am lautesten, dröhnend, wir hören Krystowczyks Stimme vor allen anderen achtzehn lachen, Krystowczyk spricht und schreit und lacht zugleich, und Marian flüstert: Jetzt steht Antonina am Teich und dreht sich um zu uns

und sieht über die weißblauen Felder hinweg und die kleine Julia vor sich dann mit dem Gesicht nach unten im Teich schwimmen und sieht dieselben Ähren im Wind sich bewegen wie wir, sieht dann vor sich die kleine Julia langsam ans andere Ufer treiben. Und sieht den Nebel vor ihrem Gesicht und über den Feldern, sogar vor den Gesichtern der Jegwenewer Bauern, weißblau dampfen, genau so, wie auch wir ihn sehen, er sagt: Dasselbe Feld, dieselben Ähren, derselbe Mond, dieselbe Nacht, derselbe Nebel, Marian sagt: Der Nebel wird uns retten heute Nacht, er sagt: Sie sieht sich nach uns um und wartet auf uns, Marian hält uns an den Handgelenken fest, er sagt: Aber wir können nicht kommen, und wir schließen die Augen und denken: Sie sieht sich nach uns um und wartet auf uns, wir denken: Wir können nicht kommen. Wir halten die Augen geschlossen, Marians Ringe schneiden sich in unsere Handgelenke, als Antonina in der Ferne zu kreischen aufhört. Marians Ringe in unseren Handgelenken, hören wir Antonina springen, hören wie das Wasser sich wehrt, während wir zählen, wir zählen nur eine Sekunde lang, zählen bis zehntausend und weiter, hören, wie das Wasser kämpft mit Antonina, hören dann nichts mehr, und blind murmelt Marian: Eine Idee. An den Handgelenken zieht er uns hinter sich her auf Vaters auf dem Feldweg unbewacht parkendes Auto zu. Anna hält Zygmunt auf dem Arm und hält ihm mit der freien Hand den Kleinkindmund zu, Marian dreht sich um zu ihr und flüstert gegen das Knistern des Feuers: Nicht zu fest, und schreit dann, weil sie ihn nicht versteht, gegen das Knistern des Feuers: Nicht zu fest, und selbst noch gegen das Knistern des Feuers hören wir die Jegwenewer Bauern am Teich zwischen Bowlegläsern, Büchern, Handtüchern hinterm Haus stehen, singen, grölen, Klarinette, Akkordeon spielen, wir hören sie singen und Klarinette, Akkordeon spielen und hören ihre Lieder seit Stunden bereits, alte Partisanenlieder, deutsche Wander-, Bauernlieder, sie singen und grölen auf wunderbare Weise melodios. Ihre Stimmen, die Stimmen ehemaliger Partisanen, sagt Marian, sind nun seit ziemlich genau zwölf Stunden nur mehr die Stimmen angepasster, heimlicher Patrioten, sagt Marian heiser und sagt: Heute sind sie schon froh, wenn man sie nur in Ruhe und Patrioten sein lässt, wenn sie dafür nur ein wenig Drecksarbeit erledigen müssen. Er deutet auf jene Stelle des Walls, an der der Feldweg auf den Wall führt und in die Straße nach Jegwenew mündet, an der ein gutes Dutzend LKW von Jegwenew her in den Feldweg einbiegt, auf unser Haus und auf Wasznars brennenden Hof zusteuert. In unserer Küche zerspringen die übrigen Fenster. Dann zerspringt jedes einzelne Fenster im Haus.

(Prolog des gleichnamigen Romans)

NAHE JEGWENEW

LYSANDER

Bettina Gundermann

Lysander wurde im Dreck geboren. Die ersten zwei Wochen hielt er seine Augen geschlossen. Er mochte nicht das Licht.

Seine Mutter schwitzte, stank, japste und schrie. Lysander nahm seine kleinen Hände zu Hilfe, er wäre sonst erstickt. Mit geschlossenen Augen erkämpfte er sich sein Leben. Er wäre gern gestorben. Ein Reflex bloß, der ihn kämpfen ließ. Lysanders erster Schrei nur widerwillig. Dennoch füllte der Schrei seine Lungen mit Luft. Dann erst zerbiss seine Mutter die Nabelschnur. Es gab nun kein Zurück.

Lysander wurde im November geboren. Es war kalt. Das Erste, was er wahrnahm: Musik, gemacht von Regentropfen. Sie trommelten eine Melodie; er sollte sie für immer im Kopf behalten.

Seine Mutter nahm ihn, blutverschmiert, und lief los, so gut es ging, gekrümmt. So lief sie durch den Wald und so lief sie weiter, kam an ein Haus und klopfte an die Tür; sie war zu schmerzverzerrt, als dass sie hätte weinen können. Lysander war ein wütender Mensch, er schrie ohne Unterbrechung, die Augen geschlossen, gierig nach Luft und sie zugleich verachtend.

Wie soll das Kind heißen?, fragte die Frau aus dem Haus am Rande des Waldes. Hass, sagte die Mutter und ließ sich auf den Boden fallen, der war sehr hart. Lysanders Mutter schlief drei Tage und ebenso lang hungerte das Kind. Das Baby wird sterben, sagte die Frau am vierten Tag. Das macht nichts, sagte die Mutter. Die Frau schüttelte den Kopf, ein Reflex bloß, und sie drückte Lysander an die Brüste seiner Mutter, mit aller Macht. Da kam keine Milch, da kam kein Leben, da kam nichts. Nichts, leer. Die Frau geriet in Panik, sie gab ihm am Abend des vierten Tages eine Flasche. Lysander saugte nur noch schwach.

Wir müssen jetzt gehen, sagte seine Mutter am vierzehnten Tag. Sie sprach kein Wort zu ihrem Kind, sie trug es wie eine schwere Last, nicht ein Mal schaute sie ihr Baby an, überprüfte, ob noch Leben in ihm sei. Fast hätte sie es einfach fallen lassen auf ihrem Weg.

Wieder bekam Lysander zwei Tage keine Nahrung. Seine Mutter hatte es abgelehnt, sich von der Frau im Haus am Rande des Waldes in die Stadt fahren zu lassen. Die Frau hatte Lysander in eine Decke gewickelt und seiner Mutter einen

LYSANDER

Zettel gegeben, darauf eine Adresse. Bringen Sie Ihr Kind dorthin, sagte die Frau. Bringen Sie unbedingt Ihr Kind dorthin. Und sie sagte auch, machen Sie sich nicht unglücklich, Gott sieht Sie.

Gott schlief, als Lysanders Mutter versuchte, ihn zu verbrennen. Sie fühlte sich wie in einem Traum dabei und die Bäume schauten ihr zu, sie lächelten wohl, die Stadt, nicht mehr fern, winkte ihr mit ihrem Licht.

So sah sich Lysanders Mutter am Straßenrand hocken. Und innehalten. Und so sah sie sich ein Feuerzeug nehmen und sie begann damit zu spielen. Messer, Gabel, Schere, Licht, sagte sie, sind für kleine Kinder nicht. Dann hielt sie das Feuer an Lysanders Decke.

Lysander! Lysander!, rufen die Kinder und Lysander dreht den Kopf zur Seite. Seht ihr! Seht ihr!, rufen die Kinder. Wie hässlich er ist! Lysander beginnt zu laufen, schnell, schnell, kleine Füße, schnelles Laufen ins Haus, raus aus dem Licht, rein ins Haus, runter in den Keller. Siebzig Stufen der Dunkelheit entgegen. Lysander atmet auf. Hockt sich hin und hört den Regentropfen zu; es ist ein heißer Tag. Er summt die Melodie aus seinem Kopf heraus und immer wieder, eine Schleife oder ein Kreis, immer wieder, und er wird nicht müde davon.

Wo unser kleiner Lysander nur ist?, fragt die Frau, die das immer sagt, wenn sie in den Keller geht, um Lysander da herauszuholen. Lysander hält sich die Ohren zu, wie er es immer macht, wenn er die Stimme der Frau hört. Er duckt sich noch kleiner zusammen, er hört auf zu summen, hört auf zu atmen, hört auf zu sehen. Lysander lässt seine Augen geschlossen, während die Frau ihn nach oben trägt und auf seinen Platz setzt im Speisesaal. Er riecht das Essen und er riecht die anderen Menschen und die sagen nichts, weil sie nicht dürfen, aber sie würden gern. Er hört sie dennoch, weil ihre Gedanken so laut sind, und da nützt es nichts, sich die Ohren zuzuhalten. Lysander legt seine Hände auf den Tisch und öffnet die Augen. Gott liebt jedes Kind, steht über der Tür des Speisesaals. Es gibt Erbsensuppe heute. Und in dem Löffel neben dem Teller sieht sich Lysander. Deshalb schmeckt die Erbsensuppe wie Schnitzel und Schnitzel wie Kartoffeln und Kartoffeln wie Schokoladenpudding, weil Lysander immer nur gebannt sich im Besteck

sieht und sein Bild tausendfach deutlicher ist als der Geschmack; er vergisst fast zu essen. Im Speisesaal, wenn Lysander sich im Besteck sieht, hört er selbst die Regentropfen nicht.

Mag unser kleiner Lysander wieder nicht essen?, fragt die Stimme der Frau hinter ihm. Das Grinsen ist den Kindern so groß ins Gesicht gemalt, dass Lysander sich oft wünscht, auch seine Augen wären verbrannt wie seine Haut und sein Haar. Er flüstert manchmal seine Wünsche in die Ohren seines Teddybären. So etwas wünscht man sich nicht, hat eine der Frauen gesagt, als sie ihn dabei erwischte.

Mag unser Lysander wieder nicht essen?, fragt die Stimme der Frau hinter ihm. Und alle anderen hören auch auf zu essen, sie waren gerade abgelenkt gewesen. Erbsensuppe schmeckt besser als Monstergucken, weiß Lysander. Am liebsten nicht, sagt er. Jetzt können sie sich nicht mehr halten, er weiß es, noch bevor der Lärm losbricht, aus ihren Mündern herausplatzt. Gott liebt jedes Kind. Lysander ist sechs und er kann lesen und er kann sehen, seine Augen sind noch da, und er kann hören, seine Gehörgänge sind erhalten, und er kann denken, denn sein Gehirn ist nicht verbrannt.

Lysander, sagt die Stimme der Frau hinter ihm, wir wollen heute alle pünktlich in den Wald auf Abenteuerreise gehen. Also iss.

Lysander hält die Augen beim Essen geschlossen.

Sie stellen sich auf, immer zu zweit, Hand in Hand, in einer Reihe. Und eine Frau geht vorn und eine Frau geht hinten. Und die Frau hinten hält Lysander an der Hand, weil es siebenundzwanzig in der Gruppe sind. Und das ist ungerade, weiß Lysander.

Hallo Lysander, sagen wie immer die Bäume, du lebst ja noch. Spielen wir Schnitzeljagd?, rufen ein paar Kinder. Ein Mädchen beginnt zu weinen, es fürchtet sich im Wald. Es ist doch hell und warm, sagt die Frau vorn. Es regnet in meinem Kopf eine Melodie, spürt Lysander und beginnt zu summen. Lysander summt wieder, sagt ein Junge und es wird gelacht. Nur die Frauen und das weinende Mädchen lachen nicht. Jetzt spielen wir Schnitzeljagd, sagt die Frau an Lysanders Hand. Er zuckt zusammen. Lysander soll uns finden!, kreischen die Kinder im Chor. Und das Mädchen weint noch mehr. Was hast du denn?, fragt die Frau vorn. Ich habe Angst, ant-

wortet das Mädchen, ich will nicht vom Monster gejagt werden. Du lebst ja noch, sagen die Bäume.

Lysander, die Frau hinten und das weinende Mädchen sollen die anderen finden. Die haben Sägespäne gestreut. Hör auf zu weinen, sagt die Frau, an einer Hand Lysander, an der anderen das Mädchen. Das ist ein Abenteuer, nicht Lysander?, fragt die Frau. Der Boden ist weich und da gibt es Moos und dort die nächste Wurzel, die Schnecke auf dem Stein ist rot, sie orientiert sich mit ihren winzigen Fühlern, da vorn den Klee mit den weißen Blüten kann man essen, ohne Besteck, es riecht nicht mehr ganz so sehr nach Menschen, der Vogel da vorn auf dem Ast singt eine andere Sprache. Ja, flüstert Lysander sanft, um das Mädchen nicht noch mehr zu erschrecken, ich mag den Wald.

Sie finden die anderen, wo sie sie immer finden, wenn das Monster sie verfolgt. Und wie immer tut die gejagte Gruppe so, als erschrecke sie sich vor Lysander. Erneut und immer wieder erschrecken sie sich und lachen und flüstern und tuscheln und grinsen, und Lysander ist sechs und er versteht sie; Lysander sieht sich dreimal am Tag im Besteck.

Sie verlassen den Wald. Bis bald, Lysander, sagen die Bäume.

Bis zum Abendbrot haben sie eine Stunde Zeit. Sie sollen ihre Zimmer aufräumen und sich die Hände waschen. Lysander schläft mit zwei anderen Kindern in einem Raum. Die beiden anderen Jungen liegen oben in den Betten, Lysander unten, das untere Bett neben ihm ist leer. Der Junge, der dort vorher geschlafen hat, wohnt jetzt bei einer Mutter und einem Vater und einer Schwester. Einmal im Monat, immer sonntags, kommen Gäste ins Heim und manchmal nehmen sie Kinder mit. Alle sind sehr aufgeregt und freuen sich. Sie wollen gern mitgenommen werden. Lysander versteckt sich an diesen Tagen im Keller. Die Frau holt ihn erst, wenn die Gäste wieder weg sind. Selbst zum Essen wird er an diesem Tag nie herausgezerrt aus seiner Melodie, die er Stunde um Stunde leise singt. Lysander, so findest du nie Eltern, sagt die Frau und ihre Scheinheiligkeit fährt scharf und direkt in Lysanders Herz. Jedes Mal sagt sie das und jedes Mal übergibt sich Lysander danach. Er muss dann zur Ärztin. Das ist komisch, sagt die Ärztin, dass ihm einmal im Monat so schlecht wird. Vielleicht

liegt es am Mond, sagt sie. Bist du unser kleiner Werwolf? Lysander weiß nicht, wer das ist. Ja, vielleicht, antwortet er. Daraufhin lächelt die Ärztin und tut so, als würde sie ihm die Wange streicheln, vielleicht denkt sie sogar, dass sie es tut, überlegt Lysander, vielleicht bemerkt sie nicht, dass ihr Finger meine Haut gar nicht berührt.

Der Junge, der neben ihm geschlafen hat, nur ein schmaler Gang dazwischen, drehte immer sein Gesicht zur Wand. Er konnte Lysander nicht ansehen. Er schaute ihn niemals an, er schaffte es, Lysander, mit dem er ein Jahr ein Zimmer teilte, neben dem er schlief, getrennt nur durch einen schmalen Gang, niemals anzusehen. Am letzten Tag jedoch, bevor er ging, blickte er Lysander wütend ins Gesicht und sagte, ich kriege jetzt Eltern und eine Schwester. Du kriegst nie welche. Weil alle Angst vor dir haben, weil du so abscheulich aussiehst. Du musst immer hier bleiben, bis du stirbst.

Lysanders Herz schmerzt beim Abendbrot. Er sieht sich im Messer. Hör auf damit, sagt die Stimme hinter ihm, und iss. Lysander kann nicht aufhören und er kann nicht essen. Mein Herz fällt raus, sagt er leise, damit die anderen es nicht hören. Wie bitte?, fragt die Frau hinter ihm. Nichts, sagt Lysander.

Der Junge hat sich geirrt, Lysander muss nicht dort bleiben, bis er stirbt. Es wird nur noch ein Jahr dauern, bis er in ein anderes Heim gebracht wird.

Und mit jedem Tag, den er älter wird, und mit jedem Monat, in dem er gemessen wird und ein winziges Stück gewachsen ist, schärft sich auch Lysanders Gehör. Und zugleich konzentriert sich sein Blick immer mehr.

Im Unterricht, montags bis freitags von acht bis zwei – keine Möglichkeit, in den Keller zu fliehen –, sitzt Lysander am Fenster. Er hat einen Tisch für sich allein. Am ersten Schultag durften sich die Kinder so setzen, wie sie wollten. Als die Frau, die den Unterricht gab, bemerkte, dass das hässliche Kind allein saß, dicht an die Wand gedrückt, die Hände vor dem Gesicht, erkannte sie, dass die freie Wahl keine gute Idee gewesen war. Sie klatschte zweimal in die Hände, Lysander zuckte zusammen. Alle noch mal aufstehen, rief sie. Wir machen das jetzt doch anders. Ich sage euch, wo ihr sitzt. Sonst gibt es nur Streit. Sie setzte als Erstes einen Jungen, zwei Warzen

am Hals, etwas dicklich, süßlicher Geruch, neben Lysander. Da will ich nicht sitzen!, schrie der Junge. Du hältst den Mund, zischte die Frau. Ich hab Angst vor ihm, schrie der Junge, die anderen lachten. Ihr seid jetzt alle still, schrie die Frau. In ihrer Stimme ein Zittern; sie hat auch Angst, dachte Lysander und nahm die Hände von den Augen.

Der dicke Junge saß eine halbe Woche neben Lysander, dann sah die Frau ein, dass es keine guten Ideen im Fall dieses Lysander gibt. Zu viel Abneigung hing während der Unterrichtsstunden in der Luft. Heute sitzt du wieder in der ersten Reihe, sagte sie nach einer halben Woche. Und der dicke Junge sprang auf und jubelte und die anderen Kinder applaudierten lautstark. Und die Frau musste kurz rausgehen, um Atem zu holen und sich bei Gott zu entschuldigen und um Lysander dann zu verfluchen. Ich will ihn nicht mehr sehen. Er macht mich verrückt. Der Junge macht alle verrückt. Er ist nicht zu ertragen. Ich kann nichts mit ihm anfangen. Warum hat man das arme Kind nicht sterben lassen? Verzeih, richtete sie nun ihre Worte an Gott, der sie in diesem Moment gar nicht beachtete.

Lysander war sehr erleichtert, dass er nun wieder allein sitzen konnte. Ihm war der Geruch des Jungen unerträglich geworden. Der Junge stank nach Hass.

Wenn an den ersten warmen Tagen des Jahres die Fenster geöffnet wurden, hörte Lysander den Vögeln zu und er sog den Geruch des Waldes ein, den brachte an manchen Tagen ein leichter Wind. Er hörte ein leises Rascheln, direkt unter dem Fenster, vielleicht eine Maus. Manchmal versank er so tief in den Geräuschen und in den Melodien, die sich daraus bildeten, dass es ihm gelang, seine Umgebung zu vergessen. Das waren oft nur Sekunden, aber in denen fühlte sich Lysander fast leicht.

Heute ist solch ein Tag. Es ist Frühling und schon sehr warm. Und die Frau öffnet alle Fenster. Der Unterricht beginnt mit einem Gebet. Dafür müssen die Kinder ihre Hände falten, dürfen keinen Mucks von sich geben und vor allem müssen sie ihre Köpfe senken und die Augen schließen. Lysander mag das Gebet sehr. Denn wenn es so leise ist, kann er besser die Musik hören. Noch ist sie unsicher. Zerbricht sehr schnell. Aber mit jedem Tag, den er älter wird, und mit jedem Monat, in dem er gemessen wird und ein winzi-

ges Stück gewachsen ist, wird auch Lysanders Musik deutlicher.

Nach dem Gebet haben die Kinder Kunstunterricht. Am Anfang dieser Stunde müssen sie einzeln nach vorn gehen, sich einen Kittel bei der Frau abholen und anziehen. Wie jedes Mal wird es unruhig, wenn Lysander, der ganz hinten sitzt und manchmal fast von den anderen vergessen wird, nach vorn schleicht. Es nützt nichts, dass die Frau sie ermahnt. Sie flüstern trotzdem, sie kichern und stieren ihn an. Ihre Blicke sind eiskalt und Lysander friert. Ist dir kalt?, fragt die Frau, als er vor ihr steht mit gesenktem Kopf. Du zitterst ja. Dann reicht sie ihm den Kittel und er zieht ihn an und dreht sich um und es kostet sehr viel Kraft, es ist ein langer Gang zurück. Lysander betrachtet seine Füße. Wie in Zeitlupe scheinen sie sich zu bewegen, obwohl er alle Kraft aufbringt, schnell zu gehen. Schnell durch den schwarzen Tunnel. Und am Ende, als er endlich wieder sitzt und die anderen zu malen beginnen, ist Lysander wie erstarrt. Erst als Tränen aus seinen Augen fließen, taut er ein wenig auf.

Die Frau übersieht Lysanders Weinen.

Vielleicht sollte ich ihn trösten, hadert sie, während sie durch die Reihen geht und den Kindern Ratschläge gibt. Aber dann drehen sich wieder alle um. Und dann wird es noch schlimmer für den Jungen, beruhigt sie sich. Und sie weiß ja auch nicht, wie man so ein Kind tröstet. Sie mag sich lieber nicht vorstellen, dass sie ihn berühren muss.

Kein Trost für Lysander.

Und ohne Trost, Stunde um Stunde und Tag um Tag wird es in Lysander lauter. Das ist ein Krach, der ist ganz anders als die Musik.

Er beginnt sich nachts zu kratzen. Die Arme und Beine und den Bauch. Stundenlang, bis es blutig wird. Und ein wenig warm. Er muss immer weiter kratzen, wenn er erst einmal damit begonnen hat. Hör auf damit, sagt die Ärztin. Lysander kann nicht aufhören. Da werden ihm an jedem dritten Tag die Fingernägel geschnitten.

Der Sommer bringt viel Regen und oft muss Lysander den Unterricht verlassen und vor der Tür warten. Weil er nicht aufhören kann zu summen. Eine eigenartige Melodie. Die Frau will das nicht, es stört den Unterricht, es stört, wenn es schon früh regnet, sogar das Gebet. Und das ist eine große Sünde: beim Gebet zu singen, sagt die Frau.

LYSANDER

Lysander sitzt dann auf dem Stuhl im Flur. Und irgendwann hört er auf zu summen und bekommt Angst. Denn dann fällt ihm ein, dass er bald wieder zu den anderen muss. Spätestens nach der Pause, wenn die Frau sieht, dass er jetzt still ist. Weil vielleicht der Regen aufgehört hat. Oder die Melodie zersplittert ist.

Die Zeit bringt den anderen Kindern, die ebenso wachsen und ebenso lernen wie Lysander, neue Ideen. Je älter sie werden, mit jedem Tag, desto langweiliger wird ihnen. Und die Langeweile zeigt den Kindern die Traurigkeit. Und die Traurigkeit ist so groß, dass die Kinder denken, das halten sie nicht lange aus. Deshalb entwickeln sie immer neue Ideen, Lysander zu quälen. Das schiebt die Langeweile weg und lenkt ab und bringt Vergnügen, ein sehr tiefes Vergnügen.

Die Kinder wissen nicht, dass Lysander das Kratzen bald nicht mehr genügen wird. Dass sie seinen Lärm verstärken.

Und es ist bereits Dezember.

Sie entdecken sein Versteck.

Sie zerren ihn zu viert die Treppe hoch. Seine Knie schleifen über dem Boden.

Sie sind sehr laut.

Er kann sich nicht die Ohren zuhalten, weil sie seine Arme umkrallen.

Sie haben ihm ein Grab gemacht im Schnee.

Lysander soll abgekühlt werden.

Der Junge aus dem Bett neben ihm hatte sich geirrt, Lysander muss nicht dort bleiben, bis er stirbt. Denn er wird lebendig in ein anderes Heim gebracht. Er hatte sich während eines Essens die Gabel in die Stirn gerammt. Gott liebt jedes Kind. Zuerst hatte der Junge, der ihm gegenüber saß, angefangen zu kreischen. Und dann, wie eine Welle klingt das, dachte Lysander, die anderen auch. Auch die zwei Frauen. Und alle waren aufgesprungen und die Mädchen hatten ganz grell geschrien und sich die Hände vor die Augen geschlagen; Lysander ließ seine Augen geöffnet. Alle raus!, brüllte die eine Frau, fast wie bei der Feuerübung, nur lauter, und die andere Frau hat in einer Ecke gestanden und Lysander angestiert, die ganze Zeit. Und Lysander hielt die Gabel fest umschlossen in seiner Faust, die ganze Zeit, und die Kinder rannten weg, viele kleine Füße, Gepolter wie Regenprasseln; Lysander begann zu summen.

Lysanders neues Zuhause ist eingezäunt. Die Kin-

der hier sollen lieber nicht die Möglichkeit haben wegzulaufen. Wenn er gegen sich solch einen Hass empfinden kann, dann ist es nur eine Frage der Zeit, bis er eine Gefahr für andere wird, hat die Psychologin gesagt. Lysander war dabei, als sie das feststellte, er lag im Bett und trug einen Verband um die Stirn. Er hatte drei Tage geschlafen. Er stellte sich noch immer so.

Um Lysanders neues Zuhause herum ist ein Zaun aus Stacheldraht. Lysander wird mit einem Auto dorthin gebracht und sie fahren lange durch den Wald. Du lebst ja noch, sagen die Bäume. Es wird dir gefallen dort, sagt die Frau vorn. Ja, ganz bestimmt, sagt die Frau, die neben ihm sitzt. Und Lysander muss sich übergeben. Auch das noch, sagen die Frauen, haben wir Vollmond?

(Auszug aus dem gleichnamigen Roman, der im Frühjahr 2005 bei Schöffling & Co erscheint.)

Anmerkung für Patrick:

Diese Seite ist eigentlich eine Bildseite. Bei den untenstehenden Gedichten gibt es noch Platzprobleme. Eigentlich gehören sie auf die folgenden Doppelseite, dort hatte der Text im Erstlayout aber eine zu kleine Schriftgröße. Diese ist nun korrigiert: jetzt sind die Gedichte zu breit, um nebeneinander auf einer Seite zu stehen ... (Ciampolo war auf der linken Seite rechts und Strassenschäden auf rechten Seite links)

(Ciampolo)

Unter den Absätzen, und die ersten Schlieren Schlamm
der Mieter vor mir, langsam nimmt es sich den
Schuh, wie es kann? der Schlick den Socken,
zu den Knöcheln, schon? ich stecke in der Scheisse
von Gomita, Zanche und von anderen. Ach! bis
zur Hüfte! Ein Wunder, dass mein Kopf
nicht drinsteckt ein Glück, und nur ´ne Frage von Zeit,
dass es an den Kniekehlen drückt. Ich bin hier im Schlamm,
bis es nicht mehr weitergeht.

Gas, Wasser, und
ein Glück für meine Augen, auch den Mund,
dass ich noch entzücken kann, und Euch
noch davon erzählen kann.

VON TEUFELN UND ENGELN

Norbert Lange

*...dorthin, wo ganz verdeckt von Eis, die Schatten
nur wie Splitter noch, im Glas erscheinen...*

Dantes Inferno 34, 12/13

BITTER METALL

Die Teerstrasse, die Lungen –
(von der GmbH)

auf den Augen: in der Iris dies Blei der Buchstaben.
In Fäden, Schnitten, die Plane in Fetzen über dem Bau-
gerüst, darüber den halbfertigen Himmel gespannt.

*Ich wasz Ugolino?,
meiner Enkel Fleisch wollte mir
nicht leicht schmecken?*

Ein Abend ("wie bei...") Turner vielleicht hat ihn
fertig gemacht, halb um uns herum
verdampft das Öl, die Container, vom Regen Schlick,
nasses Holz. Das Wort für Himmel hat sich
gedreht, Asbest der Himmel, der sich umgestülpt,

im Zittern der Plane, das da-
hinter, im Busch rohes Fleisch liegt mit Fliegen,
den Kiefer, im Container, erinnert etwas
Schutt, Teppichböden, das Linol in müde Zimmer verlegt,
erinnert etwas, Kleiderbügel (jetzt verbogen),
am Boden davor Brocken Mörtel, *da stehen ein paar Flaschen!*,
die einge., eingedellten Kronkorken,
leicht in den Boden gedrückt von der letzten Schicht.
Der Himmel wechselt die Schicht.

FRÖSTELN, CHEMISCH

Unter den Sitzen, teils mit Reif, mit Frost verteilt –

da liegen an der Haltestelle Flaschen unterm Plastesitz,

in Flocken, sepiabraune Späne in die Ecken gedrückt,
braune Blätter, (Tempos, Jägermeister, magenbitter),
an einem Faden zittrig, eine Motte und braunes Laub,

in Zeitabständen fahren Linien hier,

Blätter, die – *wie in Schweden, winters, auf den Werften*
Schiffe, die mit Pech beladen sind, Tücher im Teer,
dick am Heck gestopft, die leck gewordenen Schiffe,

das Pech gekocht wird, zäh, Tücher in Pech getaucht,
hier an Stöcken Pech, es – über die Rümpfe gezogen,
wird gezimmert, dort ein Ruder geschnitzt, man dreht

Taue da, *so köchelt es dort unten ohne Feuer –*
durch Gottes Kunst ein dicker teeriger Brei, wovon
die Ufer alle klebrig sind. Ich seh den Schlick und nichts

darin als Blasen, die kochend sich erheben. Sich blähen.

Zwischen, durch die Strassen, die vorbei fahren,
vor den Fenstern, spiegelglatte Seitenfront, auf dem Sitz,

die Tram fährt weiter, *Der Boden voll klebrig,*
der an den Sohlen klebt. Lichtreflexe an der Scheibe.

Ich wasz Gustav Adolph, leb nur auf dem Etikett

vom Bier... Langsam gibt... Das Gewebe gibt langsam nach
unter dem Laub, die Augen verbrannt, von Dämpfen,

Licht. Der Fahrscheinautomat.
Achte dasz der Schaffner
uns nicht sieht

Und braunes Laub, die Blätter, sepiabraune, braune Blätter,
unterm Plastiksitz die Reste, magenbitter, verteilt,
die werden härter an der Haltestelle –

darum der Kegel Licht, der Strassenmast, Laterne,
eine Trommel, Bautrommel gegenüber.

Langsam gibt das Gewebe nach unter dem Laub,
die Sinne sind von Dämpfen zerbissen.

VON TEUFELN UND ENGELN

NASSZELLEN

Fugen, Taubendreck, dem Haus fehlten ein paar Ecken.
Auch Stücke Glas in den Fenstern, Korridoren,
– *Ein ganz ein schattiges Plätzchen!* –

die Zimmer im 5., – *Gestern hat hier Schnee gelegen* –
an den Kabeln ist Schnaps vertäut, das Wasser
steht, im Keller, knöcheltief. – *Du*

kommst gerade so durch die Wand, mit einer Metallstange –

auch diese Bilder Stücke Glas, in Fenstern
die abgebrannten Windlichter,
Rotwein zitieren frühere Besuche.

– *Die gehen in die Socken! Die Bilder mein ich* –
knöcheltief, nämlich, „Und die Schärfe
des Lichts“, einen ganzen Film dazwischen verknüpft,

die Schuhe da drin, im Bauschutt Kabel, das Waldphoto
(-tapetenbild), Riss, mit rissigem, der Putz

blutiges Zellophan (kann sein –
das war ein Taschentuch).

Wir haben viele Fenster eingeschlagen.

– *Fahr zur Hölle Bertrand de Born* – Da war er dann:
zerfetzt von jeder Drehung um den Kreis,
mit faulen Zähnen unten, da im Keller eingesperrt,
jemand dort zerstückelt, an der Achsel
ein Aug, dem klebt der Bart im Schritt, das abgeschlagene
Haupt als Taschenlampe auf der Hand.

Setzte sich zusammen, wieder.

– *So eine echt gemaserte Tapete!* – (grünes Pastell),
du müsstest nur nachsehen wie grau,
darunter sind der Putz, Watte, Isolierschaum

und Teile vom Betonskelett,

ansonsten war da niemand da, die Dübel über'm Flur,
verstreute kleine Knochen, nur per Filzstift auf-
getragene Witze auf dem Raubbeton.

– *Hier gibt es keine Telephone* – und oben,
durch das Loch im Dach, sah ich nochmal Sterne.

DER WIND AUS STAUB

Daniel Illger

2. Buch, I. Kapitel

Ein Mann war vom Rhein gekommen und hatte bei Völklingen eine Eisenhütte gegründet, da war der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland noch nicht lange vorbei und Völklingen nur ein Marktflecken; doch die Saar floß nahe der Ortschaft, und eine Eisenbahn gab es auch, und man konnte aus Luxemburg billig Eisen beziehen und billig Kohle kaufen aus den saarländischen Gruben; doch dann kam ein Gesetz, das die Schutzzölle auf Eisenwaren aufhob, und es kam der Bessemerstahl, und der Mann vom Rhein war am Ende – das Werk wurde stillgelegt; nicht für lange jedoch, dann kauften es die Gebrüder Habricht, die stammten aus einer alten Familie und fingen gerade an, und ein Jahrzehnt nachdem die Völklinger Hütte gegründet worden war, stand der erste Hochofen, und noch einmal zehn Jahre später standen bereits fünf Hochöfen, und da war die Völklinger Hütte die größte Eisenhütte im Deutschen Reich – das neue Jahrhundert kam, Wilhelm Habricht übernahm die Leitung der Hütte, es gab jetzt sechs Hochöfen, und waren die ersten Arbeiter noch aus den umliegenden Ortschaften und von kleineren Werken gekommen, aus Burbach, Dillingen oder Geißlautern, so kamen sie nun schon längst auch aus Lothringen, Belgien oder Westfalen, und bald lebten dreißigtausend Menschen von der Hütte: sie wurden im betrieblichen Krankenhaus geboren, wurden in der betrieblichen Milchküche genährt, gingen auf die betrieblichen Schulen, wohnten in Arbeitersiedlungen oder unterhielten ihre Geschäfte und Kneipen mit dem Geld der Arbeitersiedlungen, sie aßen in den Werkskantinen, waren Mitglied der Werkskapelle oder im Arbeitergesangsverein, und manchmal starben sie im betrieblichen Altenheim – es kam ein Weltkrieg, viele Hüttenarbeiter zogen als Soldaten, und gewiß trugen sie dabei einen der neuen Stahlhelme, die beinahe ausschließlich mit dem Stahl ihres Werkes produziert wurden; der Krieg war vorbei, es gab jetzt sieben Hochöfen, ein französisches Militärgericht verurteilte Wilhelm Habricht, aber ehe zehn Jahre vergangen waren, konnte man die große Sinteranlage in Betrieb nehmen, und die war etwas ganz Neues, nicht nur in Völklingen; es kam ein Jahr, in dem die Hütte mehr produzierte als je zuvor in ihrer Geschichte, es kam die

Weltwirtschaftskrise, ein Hochofen wurde abgerissen, die Saar wurde wieder deutsch, und es kamen Jahre, in denen sich leicht und gut Geld verdienen ließ; es kam der Zweite Weltkrieg, viele Hüttenarbeiter zogen als Soldaten, und einige von ihnen konnten später auf ihr Werk zurückkehren, wo zwischenzeitlich andere gearbeitet hatten, denn kaum eine Bombe traf die Völklinger Hütte – der Krieg war vorbei, ein französisches Militärgericht verurteilte Wilhelm Habricht, für ein Jahrzehnt blieb die Hütte unter französischer Verwaltung, es wurde eine Erzbrech- und Siebanlage errichtet, und in dieser Zeit übertraf die Hütte ihren alten Produktivitätsrekord, Wilhelm Habricht wurde bald benadigt, doch er starb, ohne Völklingen wiedergesehen zu haben; es kamen gute Jahre, nun lebten sechzigtausend Menschen von der Hütte, vielleicht waren es sogar noch einmal so viele, und ein Jahrhundert, nachdem die Völklinger Hütte gegründet worden war, kam das beste Stahljahr aller Zeiten; dann kam die Krise, und ein Jahrhundert, nachdem der erste Hochofen angeblasen worden war, wurden die Hochöfen alle stillgelegt, und bald lebten nicht mehr viele Menschen von der Hütte, bald war die Hütte am Ende, da fehlte weniger als ein Jahrzehnt zum neuen Jahrtausend – doch hundert und drei Jahre lang hatten die Feuer in den Hochöfen gebrannt: wohl mußten sie neu ausgemauert werden, alle fünf oder zehn Jahre, wohl war jeder von ihnen im Laufe der Zeit mehr als einmal neu erbaut worden, aber niemals war das Feuer in allen sechs Hochöfen zugleich erloschen, nicht für einen Tag, nicht für eine Nacht, nicht einmal für eine Stunde: auch nicht im zweiten Jahr der Ruhrbesetzung, als Wilhelm Habricht die Hütte für fünfzig Tage stilllegen ließ, um gegen eine Preiserhöhung auf Kokskohle zu protestieren, die die französische Bergwerksdirektion beschlossen hatte – da war eine Notmannschaft im Werk verblieben, um die Produktion sofort wieder aufnehmen zu können, wenn die Kraftprobe ausgestanden wäre; auch nicht im letzten Halbjahr des Zweiten Weltkrieges, als das Grenzgebiet zu Frankreich ein zweites Mal evakuiert und die Hütte geräumt worden war, nachdem die Amerikaner den Einbruch in den Westwall geschafft hatten – da war es einer Gruppe von Arbeitern gelungen, sich auf dem Werksgelände zu ver-

DER WIND AUS STAUB

stecken und das Feuer in einem der Hochöfen am Brennen zu halten; auch nicht an jenem Wintermorgen, als Jakob Ächter und tausend andere Männer, die mit dem Zug zur Fröhschicht eintrafen, begriffen, daß etwas geschehen sein mußte – es begriffen, noch bevor sie die Hütte sahen, da sie das Rufen und die Sirenen hörten.

Jakob Ächter war um fünf Uhr aufgestanden, wie er es immer tat, wenn er auf die Fröhschicht mußte. Er zog sich an und betrat die Küche, wo Margret schon sein Frühstück vorbereitet und den Ofen angeheizt hatte. Er wusch sein Gesicht am Waschbecken, setzte sich dann an den Küchentisch, aß Brot mit Pflaumenmus und trank Kaffee dazu. Jakob und seine Frau redeten niemals viel, ehe er zur Arbeit aufbrach. Er wünschte ihr einen guten Morgen, sie fragte, wie er geschlafen habe, er gab Antwort und wollte wissen, ob sie sich wohl fühle – manchmal besprachen die beiden auch etwas, das an diesem oder dem nächsten Tag anstand: wenn eines der Kinder krank war, oder wenn es wieder aufs Feld hinaus ging. Doch an diesem Morgen gab es nichts Besonderes zu besprechen, und Jakob überflog die Zeitung, während er aß und trank. Schließlich gab Margret ihrem Mann seine in Papier gewickelten Mittagsbrote; er küßte sie zum Abschied, nahm Mantel, Schal und Hut und verließ das Haus.

Als er in die Kälte trat, dachte Jakob an Alois, der erst um sieben Uhr aufstehen mußte, dachte auch an Lorenz, der dieses Jahr die Schule beenden würde. Er sagte sich, daß sie genug Geld besaßen, um während Lorenz' Ausbildung für seinen Unterhalt aufkommen zu können. Er wollte, daß Lorenz etwas Vernünftiges lerne; am liebsten hätte er gesehen, wenn sein jüngster Sohn sich in einem der modernen Berufe ausbilden ließe, zum Beispiel als Elektriker. Er beschloß, bald mit Lorenz über die Zukunft zu sprechen. Indem er dies überlegte, wurde Jakob von einer Art Stolz erfüllt. Nicht mehr lange, und er hätte das Seine getan; nicht nur seinen drei Söhnen, sogar seiner ältesten Tochter hätte er dann die Möglichkeit gegeben, etwas Anständiges zu lernen. Und vielleicht kam eine Zeit, wo man es mit Fleiß wieder zu etwas bringen konnte: Seit Stresemann die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund bewirkt und eine Rege-

lung für die Reparationszahlungen gefunden hatte, ging es im Reich aufwärts. Die Arbeitslosenzahlen sanken, die Löhne stiegen, und nachdem das letzte Abenteuer der Roten im Oktober Dreiundzwanzig gründlich gescheitert war, herrschten für lange Jahre Ruhe und Ordnung.

Sie werden es einmal besser haben als wir, dachte Jakob, und er empfand eine ernste Freude, zugleich die alte, längst etwas unwillige Trauer, denn niemand wußte, was aus Hans werden sollte. Aber da wurde er von Theodor Staudt gerufen, der ein Stück weit die Straße hinauf wohnte, und mit dem zusammen Jakob am Hochofen 4 arbeitete. Die beiden Männer begrüßten einander. Jakob, dem es widerstrebt, sich von Grübeleien ablenken zu lassen, richtete seinen Sinn auf das Tagwerk. Während sie durch die eisige Dunkelheit zum Bahnhof gingen, sprachen Jakob und Theodor von der Arbeit. Die ganze letzte Woche hatte es Probleme am Hochofen 5 gegeben, und die beiden fragten sich, ob diese wohl mittlerweile behoben wären. Manchmal unterbrachen sie ihr Gespräch, um im Licht der Gaslaternen einen Kollegen zu begrüßen, und an der Ecke zur Kaiserstraße trafen sie Julius Zader, der wie sie zur Belegschaft des vierten Hochofens gehörte, aber deutlich jünger als Jakob und Theodor war. Zu dritt setzten sie ihren Weg fort und erreichten bald den Bahnhof.

Dort stiegen die Männer in den Zug, der sie zusammen mit anderen Arbeitern der Fröhschicht nach Völklingen bringen würde. Am Bahnsteig hatte Jakob seine Pfeife aus der Ledertasche genommen, in der er auch seine Brote aufbewahrte; nun saß er neben Theodor und Julius auf der Bank und rauchte. Der Waggon war von Tabaksqualm und Stimmen erfüllt; das Licht der Gitterlampen flackerte etwas. Theodor und Julius sprachen über die Streitereien, die es in der Reichsregierung zwischen dem Zentrum und der Deutschen Volkspartei gab. Jakob stand der Sinn nicht nach einer politischen Diskussion. Er lehnte sich zurück und betrachtete seine Kollegen: die meisten unterhielten sich mit Bekannten und rauchten dabei, manch einer, der von weiter weg kam, las die Zeitung, manch einer, der zu lang geschlafen hatte, kaute an seinem Frühstücksbrot, und nicht wenige waren noch einmal eingnickt. Jakob arbeitete auf der

Hütte, seit er neunzehn Jahre alt war, aber noch immer staunte er darüber, wie viele Männer bei dem Werk in Lohn standen. Und oftmals hatte es ihn seltsam berührt – so wie es ihn auch jetzt berührte –, daß er nach so vielen Jahren doch nicht alle Kollegen, die jeden Tag mit ihm im selben Zug saßen, auf der Straße wiedererkannt, geschweige denn ihre Namen zu nennen gewußt hätte. Sicher, ständig kamen Neue hinzu, und andere mußten gehen ... Aber dennoch ... Jakob schloß die Augen. Und so vieles hatte sich ereignet, seit er Hüttenarbeiter geworden war ... Damals ging das alte Jahrhundert zu Ende, da bauten die Habrichs gerade das Werkskrankenhaus und das Altenheim Richardsstift. Er konnte sich an die Anfänge von Wilhelm Habricht als Werksleiter erinnern – und an die Frauen, die sie „Erzengel“ nannten, deren Arbeit es war, die Erz-kähne zu entladen, die auf der Saar ankamen – damals, als man aufhörte, Frauen auf der Hütte zu beschäftigen, da hatten sich Margret und er gerade verlobt, da war sie gerade achtzehn Jahre alt gewesen. Ja, und er konnte sich noch an den Anstich des siebten Hochofens erinnern und an die Einweihung der Hängebahn und an manches andere ... Zu Beginn hatte er in den Silos Erz geschaufelt, war dann als Kokslader an den Hochofen 4 gekommen und schließlich zweiter Schmelzer geworden. Seit mehr als einem Jahrzehnt schon sorgte er dafür, daß das glühende Eisen gleichmäßig abfließen konnte, und oft genug stand er selbst mit der Rüttelstange am Abstich. Es war eng um den Hochofen herum; man stieß mit dem Kopf an die Rohre und Träger, ständig mußte man auf Funken oder Eisenspritzer, die „Hüttenflöhe“, achtgeben, und vom Körper verlangte die Arbeit das Äußerste: Im Sommer konnte man die Hitze kaum ertragen, und jetzt im Winter fiel man fast um, wenn man vom Ofen weg in die Kälte kam. Niemand konnte sagen, daß es ein leichtes Schaffen war, aber Jakob hatte um die Härten gewußt, bevor er sich entschieden hatte, auf die Hütte zu gehen, und auch wenn man sich vieles nicht wirklich vorstellen konnte, bis man es erlebt hatte, so war es doch seine Entscheidung gewesen. Und im nächsten Jahr, wenn der Mahler Peter aufhörte, würde er erster Schmelzer werden, und manche Kollegen würden sagen, der Ächter Jakob sei jetzt „ein kleiner Herrgott“. Ihm gefiel dieses

Scherzwort nicht, aber er war doch stolz bei der Vorstellung, wie es dann sein würde, denn als erster Schmelzer stände alles, was mit dem Abstich von Hochofen 4 zu tun hatte, in seiner Verantwortung ...

Als Jakob bemerkte, daß er schon wieder in Nachdenken versunken war, wurde er ärgerlich. Er schüttelte den Kopf und wandte sich Theodor und Julius zu, die noch immer über die Querelen der Reichsregierung sprachen. Kurz fragte sich Jakob, warum seine Kollegen eine derartige Diskussion überhaupt führten, weil doch klar war, daß sie alle zum Zentrum standen, aber ihm schien, daß ein solches Gespräch mehr am Platz sei als seine Grübeleien. So versuchte Jakob, sich in die Unterhaltung einzuschalten, aber ehe er dazu kam, etwas zu sagen, fuhr der Zug bereits in den Bahnhof Völklingen ein. Zeitungen wurden raschelnd weggelegt und Brotpapier zusammengeknüllt; die Dösenden wachten auf, als das schrille Kreischen der Bremsen ertönte, oder sie wurden von ihren Nachbarn angestoßen. Jakob klopfte seine Pfeife aus, räumte sie in die Ledertasche. Theodor und Julius hatten sich bereits von der Sitzbank erhoben, und Jakob stellte sich neben seine Kollegen in den Gang. Ihre Plätze waren nah der Tür gewesen, und die drei Männer gehörten zu den ersten Arbeitern, die den Zug verließen.

Später versuchte Jakob häufig, sich den Moment zu vergegenwärtigen, als er begriffen hatte, daß etwas nicht stimmte. Er und seine Kollegen waren erst wenige Meter auf die Unterführung zugegangen, die den Bahnhof mit dem Vorplatz des Werkes verband, als sie über die Geräusche des Zuges und ihrer eigenen Schritte hinweg die Werkssirenen hörten. Sie konnten da erst für Augenblicke im Freien gewesen sein, dennoch war Jakob sicher, wann immer er an diesen Morgen zurückdachte, schon vorher gewußt zu haben, daß etwas Schlimmes geschehen sein mußte. Er hätte beschwören können, es schon gewußt zu haben, als er die Tür des Zuges aufstieß, mit einem Wissen, das nur noch eine kleine Zeit brauchte, um vom Verstand angenommen zu werden. Dann, erzählte Jakob später, sei ihm alles klar gewesen, und tatsächlich war die Angst, die ihn sofort erfaßt hatte, in ihm bereits zu etwas anderem geworden, als er das Jaulen der Sirenen hörte, zu einem Bild, das sich

in seiner Vorstellung abzeichnete, klar, hart und unwiderlegbar wie ein Sonnenstrahl: *Hochofen 5 ist explodiert*. Und so war Jakob der erste, der losrannte.

Beim Torhaus 1 waren Hunderte von Menschen zusammengelaufen. Die Hüttenarbeiter schoben sich durch die Menge, und Jakob wiederholte immer wieder: „Laßt mich durch, schnell Leute! Laßt mich durch, ich bin von der Werksfeuerwehr!“ Langsam kam er dem Tor näher, blickte dabei in verstörte Gesichter, starr weinende Gesichter, drückte sich an einer jungen Frau vorbei, die ein kleines, glucksendes Lachen ausstieß, wild um sich blickte, von Neuem zu lachen anfang.

An den Toren selbst hatten sich die Landjäger aufgestellt. Mühsam hielten sie die Männer und Frauen zurück, die voller Angst um ihre Söhne oder Brüder, Ehemänner oder Verlobten zu dem Unglücksort vordringen wollten. Ein Mann wurde mit Knüppeln zurückgestoßen, und Schreie der Empörung und Ohnmacht erklangen. Die Hüttenarbeiter aber durften passieren, und als sie aufs Werkgelände eilten, wurden um sie her die Stimmen laut: „Kennt ihr nicht meinen Mann, den Nikolaus ... Nikolaus Thome ... kennt ihr nicht meinen Mann ...“ – „Schnell, lauft doch, um Himmels willen!“ – „Der Peter war doch heut nacht auch am Hochofen schaffen!“ – „Was ist passiert?! Sagt mir doch, was mit meinem Sohn passiert ist!“ – Jakob Ächter blickte nicht nach links und nicht nach rechts; er rannte auf die Hochöfen zu, vorbei an der Sinteranlage, die gerade fertiggestellt wurde, vorbei an der Möllerkammer und dem Erzschrägaufzug.

Auch bei den Hochöfen hatten sich Hunderte Menschen versammelt, alles Kollegen. Jakob bekam mit, daß zwei Pumpenwagen der Werksfeuerwehr bei den Öfen standen, daß die Feuerwehrleute ihre Schläuche an Hydranten angeschlossen hatten, und dabei waren, ein kleines Feuer zu löschen, das irgendwo zwischen den Hochöfen und den Möllerkammern brannte; aber auch dies sah er nicht wirklich: Er starrte an Hochofen 5 empor: Er starrte dorthin, wo die Gichtbühne hätte sein müssen, und wo jetzt nichts mehr war. Das oberste Stück des Hochofenschachtes war weggerissen worden. Jakob verlangsamte seinen Schritt. Er murmelte Ent-

schuldigungen, als er sich durch die Reihen seiner Kollegen drängte. Dann war er den Hochöfen nahe genug, um das Ausmaß des Unglückes zu erfassen. Überall lagen Trümmer von Stein und Eisen herum. Die Beleuchtung der anderen Hochöfen war intakt geblieben, und Jakob sah das erkaltete Eisen, das in großen Tropfen auf dem Boden verstreut lag, dunkelgrau oder rostbraun, wo es die Feuerwehrmänner mit Wasser abgespritzt hatten, dazwischen die silbergrauen Schlackestücke. Noch immer hing Kohlenstaub in der Luft, dicht und körperhaft, wie ein dunkler Nebel, und alles war erfüllt von dem scharfstechenden Geruch des Gichtgases, das geplatzten Leitungen entströmte, dem Schwefelgeruch von Koks, und dem Gestank von verbranntem Fleisch. Jakob blieb stehen, als er von einem jähen Schwindel erfaßt wurde. Erinnerungen bohrten sich wie Splitter in sein Hirn: Stacheldraht und ein daumengroßes Loch im Stahlhelm, blutige Hände, die niemand ergreift, verkohlte Hautfetzen, die von den Leibern hängen – und die Augen der Toten, eingetrocknet und braunschwarz, wie sie unbewegt in die Sonne und den Regen blicken. Er nahm eine Hand vors Gesicht und wandte sich stöhnend ab, und sein erster Gedanke war: *Es müssen hundert sein*, und später dachte er oft, daß es auch wirklich hundert gewesen wären, wenn sich die Explosion nur eine Stunde später ereignet, und daß er selbst in diesem Fall wahrscheinlich zu den hundert gezählt hätte.

Als Jakob den Blick wieder hob, sah er vier Sanitäter, die langsam einen Rot-Kreuz-Karren zum Werkstor schoben, dessen Ladefläche ganz mit einer Plane bedeckt war. Und er sah seine Kameraden von der Werksfeuerwehr, die nichts mehr zu tun hatten, nun, da das letzte Feuer gelöscht war, dabei immer noch die Schläuche in Händen hielten und auf die Pfützen schwarzen Wassers starrten. Jakob wußte nicht, wo er sich hinwenden sollte. Dann trat Julius Zader an seine Seite.

Julius sprach leise und mit großer Vorsicht: „Jakob, sag, du kennst dich doch aus ... Sag ... Was ist – was ist hier nur passiert ... Jakob ...?“

Aus irgendeinem Grund erschien Jakob die Frage empörend, aber er hatte seine eigene Empfindung sofort wieder vergessen. „Eine ... Kohlenstoffexplosion ... Es muß eine Kohlenstoffexplo-

DER WIND AUS STAUB

sion gewesen sein ...“, sagte er und blickte auf den zerstörten Hochofen.

„Ja aber – wieso denn? Ich meine – ich meine ... wieso denn?“

Jakob sah seinem Kollegen in die Augen und schüttelte langsam den Kopf.

Der andere schien ihn nicht zu verstehen, und Jakob schüttelte wieder den Kopf.

Julius Zader öffnete den Mund und begann schon zu sprechen, aber er kam nicht weit.

„Hört mal her, Leute!“

Jakob und Julius wandten die Augen in Richtung der Stimme, und wie die anderen Männer auch erblickten sie Johann Brenner, den Meister von Hochofen 4, der sich gut sichtbar zwischen den Kollegen aufgestellt hatte.

„Hört mal her, Leute!“ rief er wieder, „Es ist schrecklich, was hier passiert ist – aber wir müssen wieder an die Arbeit! Es sind eine Reihe von Leitungen zerstört ... Beim Walzwerk und beim Stahlwerk sieht's schlimm aus – wie's bei den anderen Hochöfen steht, wissen wir noch nicht. Da müssen wir ran, sofort!, sonst wird's alles nur noch schlimmer ... das – das muß ich euch nicht erklären ... Die Kollegen werden ins Krankenhaus gebracht, und da tut man für sie, was man kann ... Also los! ... An die Arbeit! Los jetzt!“

Der Meister klatschte in die Hände, und die Männer begannen, sich in Bewegung zu setzen. Jakob aber war nicht entgangen, daß sich die Stimme des Meisters und der Ausdruck seines Gesichts nicht ineinander fügen wollten. Und während er auf die Abstichbühne von Hochofen 4 stieg, dachte Jakob, daß er selbst vielleicht in ein paar Jahren an der Stelle von Johann Brenner sein und die Männer zur Arbeit anhalten würde.

Am Nachmittag kamen etwa zwei Dutzend der Bouser Hüttenarbeiter beim Wieland zusammen, um über den Unfall zu sprechen und darüber, wie es jetzt weitergehen sollte. Der Gastraum war bald brechend voll, und trotz der Winterkälte hatte man die Tür und ein Fenster geöffnet, so schwer war die Luft schon von Schweiß und Rauch. An allen Tischen wurden die selben Sätze gesprochen, überall gab es die selben Mutmaßungen, und auch ihren Zorn und ihre Ohnmacht teilten die Arbeiter.

Jakob saß mit seinen Kollegen vom Hochofen 4 im hinteren Teil des Gastrumes. Theodor

Staudt, Julius Zader und Michael Koster waren dabei. Mit ihnen allen ging er seit Jahren auf Schicht. Sie waren Zentrumsleute wie er, und wie er waren sie Mitglieder der christlichen Gewerkschaft. Daran dachte Jakob, als er seinen dritten Schnaps leerte. Der Wirt kam, um ihm nachzuschicken, als wäre das selbstverständlich, und mit einer langsamen Bewegung hielt Jakob sein Glas hin und sah zu, wie Heinrich Wieland es zum vierten Mal füllte. Auch Theodor wollte noch mehr trinken, und kaum hatte der Wirt ihm eingegossen, als er bereits von anderen Arbeitern gerufen wurde. Jakob stellte das Glas vor sich auf den Tisch, betrachtete es für einen Moment und schloß die Augen. Er öffnete sie wieder, als Michael Koster seine Frage erneut an ihn richtete.

„Es ist doch so, Jakob, es ist doch so, oder?!“

Jakob blickte dem Mann ins Gesicht: „Ja, es ist so.“

„Es ist der verdammte Koks! Nicht wahr?! Es ist dieser verdammte Koks!“

„Fluch nicht“, murmelte Jakob und sah auf die Tischplatte hinab.

„Wenn Habricht gute Kohle kaufen würde, dann wär das alles nicht passiert! Dann würden die alle noch leben! Dabei wissen wir's doch seit Wochen! Wir haben hier Rohgang auf Rohgang gehabt! Ach was seit Wochen – seit Monaten, Himmelherrgott!“

„Richtig!“ rief Julius. „Erinnert ihr euch, im November, da hatten wir bei drei Öfen einen Rohgang! Bei drei auf einen Schlag! Man kann sie ja gar nicht gleichmäßig führen mit dem Dreckszeug!“

Michaels Gesicht war rot angelaufen; er schrie nur noch: „Ja! Ja! Und das war im November! Und jetzt haben wir Januar! Januar! Zwei Monate, und von der Hüttenleitung schert es keine Sau! Wozu gibt's denn die Sicherheitsvorschriften, sollen wir uns den Arsch damit abputzen?!“

Jakob hob die Augen und öffnete den Mund. Er sagte nichts, blickte sofort wieder auf die Tischplatte und drehte sein Glas zwischen den Fingern.

„Ach, die Vorschriften!“ Julius riß die Arme hoch. „Hast du dir die mal angesehen, diese feinen Unfallverhütungsvorschriften? Selbst wenn man die einhält, haben wir 'nen Dreck davon!“

Wer die geschrieben hat, versteht 'nen Dreck vom Hochofen! Da steht noch nicht mal drin, daß man das Schlackenloch nicht unter Gebläse stopfen darf! Da kommen dann die Herren von der Leitung und erzählen uns was, und wir haben noch nicht mal mehr 'n Blatt Papier um denen zu zeigen, daß das nicht geht! -“

„Ganz abgesehen davon, daß es die ja sowieso nicht scheren würd!“

„Ja – aber – aber dabei ist schon Neunzehnzwölf einer verbrannt, weil er's Loch unter Gebläse stopfen sollt! Wißt ihr das? Das war kurz nachdem ich angefangen hab! Schöner Einstieg, kann ich euch sagen, wochenlang hab ich Schiß gehabt, wenn's an den Abstich ging! Was von dem armen Teufel übrig geblieben ist, hätten wir grad auch nehmen können, um den Ofen zu heizen, mehr taugt der Koks heute auch nicht!“

„Ein Verbrechen ist's, was der Habricht da macht! Ein verdammtes Verbrechen!“

Jakob schlug mit der flachen Hand auf den Tisch.

„Jetzt reicht es aber! Ihr redet, als wärt ihr Kommunisten! Heute hab ich einen im Waschraum gehört, der hat gerade so geredet wie ihr! Sonst reißen die das Maul ja nicht mehr ganz so weit auf, aber heut hat er große Reden geschwungen! Begreift ihr nicht? *Das* sind die Leute, denen ihr nützt! Begreift ihr das denn nicht!“

„Wenn sie recht haben, dann haben sie recht!“ schrie Michael Koster. „Du hast doch grad selbst gesagt, daß es stimmt!“

Julius nickte heftig. Er griff nach seinem Bierkrug und trank davon in großen Schlucken. Er stellte den Krug hart auf dem Tisch ab und nickte wieder.

„Ich habe gesagt, daß es am Koks liegt, ja! Mit keinem Wort habe ich gesagt, daß Habricht ein Verbrecher ist!“

„Ja, wer zum Teufel kauft denn die Kohle, wenn nicht der Habricht?! Wenn dem unser Leben nicht mal mehr anständige Kohle wert ist, dann ist er ein Verbrecher! Ein Verbrecher, sag ich, und nichts anderes!“ Michael hielt Jakob sieben Finger vors Gesicht: „Zwei waren sofort tot, fünf sind noch heut morgen im Krankenhaus gestorben. Das sind sieben, Jakob, sieben! Und es werden noch mehr, das ist sicher! Das waren unsere Kollegen, Jakob ...“

Er hatte die letzten Worte fast geflüstert.

Jakob sprang auf. „Es waren auch meine Kollegen, Herrgottsakrament!“ brüllte er.

„Dann nimm nicht diesen Bonzen in Schutz! Das ist ein Verbrecher!, ein Verbrecher!, ein Verbrecher!“ Auch Michael schrie wieder.

Jakob sank kopfschüttelnd auf seinen Stuhl zurück, und nun sprach Theodor Staudt, der bislang kaum ein Wort gesagt hatte. Mit ruhiger, fester Stimme wandte er sich an Michael und Julius: „Euch beiden haben sie den Verstand wohl mit Trichtern in den Schädel gegossen. Vielleicht seit ihr ja auch schlau genug, um mir zu sagen, was der Habricht denn sonst machen soll – soll er die Hütte dichtmachen? Wär euch das lieber?“

Einen Moment lang schwiegen die beiden. Dann zuckte Julius die Schultern: „Na ... ordentliche Kohle soll er kaufen ... Was denn sonst?“

„Und wo soll er die hernehmen, soll er die in seinem Garten ausgraben?“

Julius verzog ärgerlich das Gesicht: „Kaufen soll er sie, was denn sonst?!“

„Und von wem soll er sie kaufen? Die Kohle von der Saar ist nun mal nicht gut, das weiß jeder. Und jetzt fangt bloß nicht an, er soll sie halt nur noch an der Ruhr oder beim Franzosen holen.“

„Ja, da bleibt ihm wohl nichts anderes übrig, wenn er einen ordentlichen Betrieb haben will!“

„Großartig, du Schlaukopf! Da wird sich die Konkurrenz freuen, wenn der Habricht anfängt, soundso viel für seine Kohle draufzulegen, damit ihm alles von der Ruhr rüber gekarrt wird. Und daß die Welschen ihm nichts geben, wo sie nicht vorher tüchtig was drauf geschlagen haben, das habt ihr wohl auch mitbekommen. Die wollen ihn doch fertig machen! Und wenn Habricht so anfängt, wie ihr beide euch das vorstellt, schaffen die das auch – dann hat er nämlich bald überhaupt keinen Betrieb mehr. Und wir alle stehen dann auf der Straße.“

„Ist's denn besser, in die Luft zu fliegen?“ Michael fuhr auf, aber gleich darauf klang seine Stimme unsicher. „Das kann doch nicht sein, wie du es sagst, Theo, da muß es doch was anderes geben ...“

„Ja, wenn er den Welschen erlauben würd, sich die Hütte unter den Nagel zu reißen, dann hätten wir wohl auch guten Koks. Vielleicht denkt ihr jetzt wenigstens mal daran, wem wir den ganzen Dreck zu verdanken haben, den wir

DER WIND AUS STAUB

schlucken mußten. Erinnerst euch an den September Vierundzwanzig, als Habricht die Hütte stillgelegt hatte. Das sagt ihr doch auch, daß das keine Freude war, fünfzig Tage ohne Lohn, mitten im Herbst. Und wem hatten wir das zu verdanken? Der Habricht hat sich doch nicht mehr zu helfen gewußt, der hat sich doch nur gewehrt, weil die Franzosen ihm noch mal eins rein gegeben haben. Und geholfen hat's ihm ja am Ende auch nicht wirklich was. Oder stecken die Welschen etwa nicht bei uns drin? Ich sag euch, die sind bei uns drin, aber Ruhe geben die trotzdem nicht, die geben erst Ruhe, wenn der Habricht fertig ist! Geht das in eure Schlauköpfe rein? Ist ja schön, werdet ihr sagen, dann haben wir wenigsten guten Koks. Ja, guten Koks haben wir dann vielleicht, aber dann ist es kein deutsches Werk mehr, auf dem wir schaffen gehen ... So, das alles solltet ihr euch mal überlegen, eh ihr den Habricht einen Verbrecher nennt.“

Theodor sagte nichts mehr. Er trank seinen Schnaps und zündete sich eine Zigarette an. Auch die anderen schwiegen.

„Ist es so richtig, Jakob?“ fragte Theodor schließlich.

Jakob erwiderte den Blick seines Kollegen, und für eine kurze Zeit sahen sich die Männer in die Augen.

Jakob nickte. „Ja ...“, sagte er. Er schüttelte den Kopf. Langsam strich er mit dem Daumennagel über seinen Schnurrbart. Er ließ die Hand sinken und wandte den Blick ab. „Nein“, sagte er.

Theodor zog die Augenbrauen hoch. „Ich verstehe nicht ...“

Wieder schüttelte Jakob den Kopf. „Es ist zu einfach Theo ... Die Franzosen sind auch nicht schuld ...“

„Wie? ... Du verteidigst die Welschen? Das ist ja was ganz Neues ...“ Julius lachte.

„Das fällt mir überhaupt nicht ein, sie zu verteidigen. Aber hieran haben sie keine Schuld.“ „Das mußt du erklären, Jakob“, sagte Theodor.

„Es ist ganz einfach, Theo. Ich sage das aus dem selben Grund, wegen dem du gesagt hast, Wilhelm Habricht trägt keine Schuld. Er kauft keine teure Kohle, weil er sonst zuviel Geld verliert. Die Franzosen verkaufen ihm keine billige Kohle, weil sie sonst zuviel Geld verlieren.“

„Sie könnten ihm doch einfach einen ordentlichen Preis für die Kohle machen, das wär doch

anständig, Jakob, einfach anständig ...“

„Das hat nichts mit dem Preis zu tun. Verstehst du, wir sind die größte Hütte im Reich, und bald, wenn wir die neue Sinteranlage haben, sind wir vielleicht die modernste auf der ganzen Welt. Wenn wir dann auch noch guten Koks hätten, guten Koks für wenig Geld ... Überleg doch selbst, was können die Welschen eine starke Völklinger Hütte gebrauchen, und einen starken Wilhelm Habricht – direkt an ihrer Grenze? Wenn die hören, daß bei uns ein Hochofen explodiert ist, lassen die doch den Champagner knallen. Und nicht nur die, Theo, nicht nur die ... Ja, und wenn bei denen was passiert, dann ...“ Jakob brach ab. Er schob sein Schnapsglas über die Tischplatte.

„Ich verstehe nicht Jakob ... Du hast doch immer ge-“

„Und dabei bleibt es, Theo. Du kennst meine Meinung: Versailles war ein Verbrechen, und die Ruhrbesetzung ist ein Verbrechen ... Dabei bleibt es, aber das hat hiermit nichts zu tun. Ja, es wäre schön, wenn ich etwas anderes sagen könnte – aber wir müssen gerecht sein. Und die von der Ruhr greifen uns ja auch nicht unter die Arme, obwohl sie Deutsche sind wie wir.“

„Ich glaube, ich verstehe dich nicht“, sagte Julius.

„Doch, ich verstehe jetzt“, sagte Theodor.

Michael lächelte bitter. „Und was soll das alles heißen? Daß uns die Hochöfen weiter um die Ohren fliegen? Dann sag's mir doch, Jakob, bist ja doch der Klügste von uns. Wer ist denn jetzt schuld, daß unsere Leute vor die Hunde gegangen sind?“

Jakob trank seinen Schnaps. Er hob die Hand, in der er das leere Glas hielt, damit der Wirt es sehe. Der Mann gab ihm ein Zeichen, daß er gleich kommen werde; Jakob stellte das Glas ab und schob seinen Stuhl ein kleines Stück zurück. Er sah sich in dem Gastraum um. An einigen Tischen wurde noch heftig gestritten, an anderen waren die Arbeiter still geworden, und manche von ihnen saßen nur da und starrten in ihr Bier oder ihren Schnaps. Draußen war es dunkel geworden. Jakob nickte langsam und wandte sich Michael Koster zu.

„Niemand“, sagte er.

(Auszug aus dem gleichnamigen Roman)

Für Anfänger

Ein Häufchen Klamotten merkte sich jemanden am Strand, nicht mehr erreichbar für den Tag. Das Meer ist taktvoll mit seinen Hebungen und Senkungen, das Wasser wird dunkler, wo die Füße den Grund verlieren in immer größerer Verdünnung, aus Angst vor Tiefe rückt das nahe Ufer ab, Wellen beugen sich über den Strand wie die Rücken der Bernsteinsammler, die selten finden, wofür sie Augen haben. Ein Kopf denkt, wo er eben noch driftete, wie leicht es fällt, durch das lichte Netz zu gehen, das die Sonne auswirft nach kaum nachweisbaren Dingen. Erste Fische umschwärmen den Neuling.

Der Porträtzeichner

Auf der Staffelei eine Skizze als Gutachten, ein überspitztes Gesicht in Kohle, dem man seinen Ausdruck abnehmen muß. Manchmal hält jemand angestrengt still, ein Kreis von Neugierigen formiert sich wie um Kontrahenten. Keine Zeit wird verschenkt an Talent, und ich habe nichts Eiligeres zu tun, als zu warten, ob das Motiv wiederzuerkennen ist, ein flüchtiger Bekannter, der sich bemüht, die Absehbarkeit zu zügeln. Das Modell trägt den Kopf davon, einsam in seiner gewissen Ähnlichkeit.

VON WASSER

Selbstversuch

*Der Krempling, ursprünglich als
Speisepilz genossen, reichert sein Gift
im Körper an, bis nach Jahren bei
erneutem Verzehr die kritische Menge
erreicht wird.*

Kosmos Naturführer: *Welcher Pilz ist das?*

Erkenntnis reifte nach dem warmen Regen;
schwer abzuschätzen, wie gesättigt
Vernunft schon ist. Erigerte Morcheln
versprachen Steinpilze in der Nähe.
Ich geriet ins Schwitzen,
um Schritt zu halten mit Blicken,
die kaum Glück hatten.

Alles war Erwartung wie bei versteckten Talenten.
Beim Namengeben war jeder Fund
madig, tödlich oder nur genießbar
bis zu dem Punkt,
an dem Dosis Genuß wird und umgekehrt.
Nur ein posthumer Hunger
ließ uns die Bestimmungsbücher noch verlassen.
Wir wollten nicht aus Irrtum sterben.

Wasserschlacht

nach Robert Morgan

Die Kinder im Bett, entsichern wir
den Sommerabend, die Waffen
liegen geladen auf dem Rasen.
Der Druck geht ab wie bei praller
Blase. Die Hemden sind getränkt
von Körpertreffern. Vorspiel
hat sich rein versprüht, jetzt wird
auf alles gestrullt, das sich regt,
wir entblättern Königskerzen, ich
springe über Klängen von Regenbogen
und scheuche dich katzenleich
ins nächste feuchte Leben. Und als
mein Reservoir erschöpft ist, lerne ich,
daß Ergebung nichts für Kinder ist,
du hältst die Mündung an den Kopf
und benetzt die lechzende Schläfe.

VORSTELLUNGEN VON

Spezifische Dichte

Der Punkt, an dem etwas gelingt, ist null,
von hier aus geht's ins Negative oder zurück
zu den Lebenden an der Oberfläche. Sie dümpeln
in einem Kahn auf innerer Dünung, das Geschrei
der Möwen kommt vom Band, keine Küste
bricht die Brandung aus kleinen Ewigkeiten
seit dem letzten Sturm. Wie tief du warst,
ist schwer zu beweisen – so ganz ohne Maß.
Es wurde dunkler dort, Licht fiel in Streifen ein
und verlor sich dann in höchster Auflösung.
Weit unten war dein Gewicht gleich dem der Welt,
kühle Balance, bevor sie Blasen wirft im Blut.
Beschreib das Aufgehobensein im Fall der Fälle.
Wörter surften auf einer stehenden Welle ...

Pointillismus

Die Augen werden aufdringlicher,
je schlechter ich sehe, so nah war ich
den Dingen noch nie, angezogen
nehme ich Posen ein, vorgebeugt
wie im Museum vor dem Schild
neben der Malerei. Keine Details
sind die Fakten, vage Erinnerung
und ein paar Topthemen: „Sorge
dich nicht, lebe“, tönt es großspurig
von einem Buchrücken und tatsächlich
erscheint mir die Welt nach Jahren
mit mehr, als ich sehe, als ein sterbender
Reiz; stärker gebrochen, zerfällt
eine wütende Menge in Menschen.

Nachmärz

Morgens riecht der Fluß aseptisch,
Schaumkissen driften, beim Aquarellieren
geht es um Übergänge. Skeptische
grünfüßige Verwandte der Kraniche,
balzen, fliehen vor mir, duellieren
sich ins nackte Unterholz. Nische
ist eine Verniedlichung des Gewährten.
Ich verachte Vorgärten,

die Gräbern gleichen; *Thuja*,
Immergrünes. Dem Genre nach Frühjahr,
sind es Abweichungen, die rühren:
Kontamination braucht keine Quelle anzuführen.
Die Gegend reinzuzeichnen, ich kann irren,
ist unnötig. Sie läßt sich fotokopieren.

Seemannsgrab

Für Paul Farley

Wie lang haben wir uns nicht gesehen,
und wie es so geht, sind Phrasen,
die nicht auf Antworten bestehen;
meine Aufmerksamkeit hat längst angeheuert
auf dem Schiff mit gerissener Takelage,
das an der Wand des Lokals in Sturm gerät.
Ein Maler ohne Erfahrung hatte ein Thema
in Wind und Wellen, die ins Unbekannte
laufen; aber das fehlende Talent war
mir egal. Es geht um das Bild, um verwandte
Elemente, die aus gedachten Richtungen
kommen. Etwa so wie Eingebungen.
Die Bestattung war bewegend, ich stand
an Deck und sah das Land verblassen
hinter uns zur Abstand wahren Kimm.
Ein Trost, den ich nicht dilettantisch fand.
Was gewesen ist, wird von dem bestimmt,
was bleibt, Vorstellungen von Wasser.

AUGE UM AUGE

Claudia Rußwurm

Über die Bewohner der Stadt ging das Gerücht, dass sie Hunde äßen. Zunächst sei dies aus einer Hungersnot heraus entstanden, die Zeiten seien schlecht, die Arbeit aber, wie seit jeher, anstrengend gewesen, Arbeit, die in den umliegenden Wäldern und Glashütten verrichtet wurde und nach tierischer und nährstoffreicher Nahrung verlangte. Später habe man daran festgehalten, habe sich der Ersatz besser als das, wie auch immer geartete, Original erwiesen.

Esther kannte diese Geschichten. Sie war in der Stadt geboren und hatte sie, obwohl sie nur wenige Jahre dort gelebt hatte, unzählige Male gehört, in einander ähnelnden Varianten, auf Geburtstagsfeiern, Rummelplätzen und Schulhöfen, sie aber nie hinterfragt oder als sonderbar empfunden; vielleicht, weil sie sie in frühester Kindheit erfahren und als etwas Natürliches, dem Ort Zugehöriges begriffen hatte. Dennoch war ihr, als ihre Mutter mitten in der Nacht angerufen und darum gebeten hatte, sie dorthin zu fahren, das Hundegerücht als Erstes eingefallen. Über dessen praktische Ausprägung hatte sie bisher ebenso wenig nachgedacht, aber jetzt, während sie abwesend der Stimme aus dem Hörer lauschte, stellte sie sich als Konsequenz Hundepfoten an Ketten als Glücksbringer und Pudelfelle über dem Kamin vor, obwohl das mehr als abwegig war; die Gegend war und blieb arm, niemand dort würde sich einen Kamin leisten können. Esther unterdrückte ein Gähnen, Gänsehaut überzog ihren Körper. Sie wandte den Kopf zum Fenster, im gegenüberliegenden Haus brannte noch Licht. Mit einem Ruck setzte sie sich auf, zog die Beine an und wickelte die Bettdecke um sich wie ein Cape, während sie versuchte, sich mehr auf das Telefonat zu konzentrieren.

Elisabeth, eine Freundin der Mutter, war gestorben, die Mutter hatte eben erst davon erfahren. Das Begräbnis sollte bereits morgen stattfinden und in der Nacht gingen keine Züge mehr. Esther konnte sich an Elisabeth nur sehr schwach erinnern; sie war erschöpft von der Arbeit im Krankenhaus und suchte nach Gründen, die eine nächtliche Fahrt rechtfertigten, sie fand keine. Sie überschlug, dass es allein bis zu ihrer Mutter schon vier Stunden wären. Eine engere Beziehung zu Elisabeth hatte für sie nicht bestanden, aber sie wusste, dass dies als Argument nicht ausreichen würde. Sie erklärte, dass ihr Blick jetzt schon verschwommen sei und sie

eine Doppelschicht hinter sich habe, beides stimmte, doch die Mutter ging nicht darauf ein und erwiderte, sie müsse sofort los, wollten sie überhaupt noch rechtzeitig eintreffen – und legte auf, ohne eine Antwort abzuwarten. Esther saß eine Weile still, den Telefonhörer an ihr Kinn gelegt, wo er einen fettigen Abdruck hinterließ, noch nicht wach genug, um sich über die Bevormundung zu ärgern. Sie versuchte, ihre Erinnerungsfragmente an die Stadt zu einem einheitlichen Bild zusammenzusetzen, aber sie hatte nur die kitschigen Winterpostkarten vor Augen, die ihr Vater ihr manchmal geschickt hatte, wenngleich auch er einige Zeit später von dort weggezogen war. Kurz nach Mitternacht brach sie auf.

Auf der Autobahn benutzte sie die linke Spur, obwohl es kaum jemanden zum Überholen gab, bei abgeschalteter Heizung und mit durchgetretenem Gaspedal; sie hatte gehört, dass so angeblich Adrenalin freigesetzt würde, es schien zu stimmen. Auch das Radio drehte sie bis zum Anschlag auf. Als sie die Berliner Sender nicht mehr empfangen konnte, suchte sie nach Kassetten und entdeckte eine in der verstaubten Seitenablage der Tür. Es war eine ältere Aufnahme, zu ihrer Überraschung konnte sie alle Texte mitsingen. Später wurde sie von ihrer Mutter, die reisefertig gekleidet im Dunkeln auf der Couch gewartet hatte, mit kleinen Ratespielchen wachgehalten, das lief zäh und langwierig, half aber. Esther fragte nicht nach einem Fahrerwechsel; sie wusste, dass ihre Mutter seit vielen Jahren Auto fahren konnte, sich aber ebenso lang beharrlich weigerte, dies auch zu tun.

Der zweite Teil der Strecke führte über Land. Außerhalb der Straße schien nichts zu existieren, die wenigen Orte, die sie passierten, wirkten im körnigen Licht der Straßenbeleuchtung wie seit langer Zeit verlassen. Die Mutter hatte die Führung übernommen und die Karte mit den Worten, sie kenne den Weg, zusammengefaltet. Kurz nachdem sie den Rennsteig gekreuzt hatten, verließen sie die Bundesstraße. Auf immer schmaler werdenden Wegen mit engen Kurven drangen sie tiefer ein in den Wald, der abweisend und geschlossen wie eine Mauer wirkte, ab und zu beleuchteten die Scheinwerfer Reste von Schnee. Seit über einer Stunde war ihnen kein Auto begegnet. Unter normalen Umständen hätte Esther sich hier gefürchtet, hin und wieder mochte sie Einsamkeit, nicht jedoch diese hier,

AUGE UM AUGE

nicht die absolute, aber inzwischen hatte sie das letzte, apathische Stadium der Müdigkeit erreicht. „Pass doch auf!“, rief ihre Mutter, als sie auf den mit Rollsplitt bestreuten Randstreifen gerieten, „eine Beerdigung reicht.“ Esther klammerte sich am Lenkrad fest ohne das Tempo zu drosseln, das Geräusch der prasselnden Steine hatte sie aufgeschreckt, sie nahm jetzt auch ihre aufgequollenen Finger und den trockenen Mund wahr. Bei ihrer Mutter verhielt es sich wohl umgekehrt, wie sie nach einer Weile mit einem Seitenblick bemerkte. Durch den Schreck schien sich die Spannung gelöst zu haben, sie schlief mit leicht offen stehendem Mund. Esther konzentrierte sich auf die Straße, es ist nicht nötig, dachte sie, sich den Ort auszumalen, den sie seit ihrem Umzug vor beinahe fünfundzwanzig Jahren nicht mehr aufgesucht hatte, alles würde kleiner sein und schäbiger, und hinter den Scheiben in den schindelverkleideten Häuschen würden die Gardinen wackeln und die neugierigen Blicke der Nachbarn verschleiern. Am Horizont erschien über der Fahrbahn ein erstes, graues Licht, das aussah, als löse es sich direkt vom Asphalt, der Wald am Fahrbahnrand stand dunkler und undurchdringlicher als je zuvor.

Gegen sechs trafen sie ein, es war viel zu früh und immer noch dunkel. Esther folgte der Hauptstraße bis zum Bahnhof, der Vorplatz war in ein einschläferndes orangefarbenes Licht getaucht, das ihre Lider nach unten drückte. Sie parkte direkt unter der Laterne, beobachtete zwei Eisenbahner in Uniform mit Pilotenkoffern zwischen den Beinen, und beschloss zu warten, bis ihre Mutter aufwachte. Als sie die Augen wieder öffnete, stand die Bahnhofsuhr auf kurz nach acht; die Mutter saß kerzengerade im Beifahrersitz, sah aus dem Fenster und hatte einen bitteren Zug um den Mund. „Hier wird es nie hell“, murmelte sie missmutig und später, an Esther gerichtet: Weil die Stadt so klein und dunkel sei, wüssten ihre Bewohner nicht, dass es außerhalb davon auch noch eine Welt gäbe. Die Stadt sei überhaupt so klein, dass allen selbst die Namen noch zu groß seien und sie deshalb Heuslein, Beierlein oder Eberlein hießen, sagte sie und schickte ein heiseres, falsches Lachen hinterher. Esther wusste nicht, was sie sagen sollte, so resigniert kannte sie ihre Mutter nicht. Normalerweise trat sie unerschütterlich pragmatisch auf, und wenn gar nichts mehr half, was sehr selten vorkam, legte sie immer noch ihr Wird-schon-Lächeln auf. Statt zu antworten wendete

Esther den Wagen. „Wo müssen wir hin?“ Die Mutter wies mit stummen Handbewegungen den Weg. Draußen war es nicht wirklich dunkel, die Stadt lag eingebettet zwischen zwei Berghängen und verlief längs eines Baches durch ein Tal. An die Hänge, links und rechts der Straße, krallten sich in zwei Reihen kleine, dunkelgraue Häuser an den Berg, dann kam schon der Wald. Vereinzelt tauchte ein Haus in der dritten Reihe auf. Esther sah aus den Augenwinkeln zu ihrer Mutter, die die Sonnenblende heruntergeklappt hatte und sich Tränen aus den Augen strich, fahrig und mit traurigen, matten Bewegungen. Esther verstand nicht, weshalb der Tod einer entfernten Freundin die Mutter so mitnahm, ihres Wissens hatten sie sich nach dem Umzug höchstens zwei- oder dreimal gesehen; Esther vermutete einen anderen, tragischeren Grund. „Warum sind wir eigentlich hier weggezogen, damals?“, fragte sie. „Habt ihr, ich meine, du und Elisabeth, den selben Mann geliebt?“ Die Mutter lachte kurz und trocken auf und klappte, energisch jetzt, die Sonnenblende zurück. „Du und dein Hang zu Blut und Melodramatik.“ Sie zeigte ihr Wird-schon-Lächeln und legte Esther die kühle Hand an die Wange. „Nein“, sagte sie, „dein Vater und ich haben uns getrennt, und ich wollte nicht hier bleiben, das ist alles. Du weißt das.“

An einem Gebäude, das die weithin sichtbare Aufschrift Kulturhaus trug, bogen sie ab, und fuhren zum höchstgelegenen Platz der Stadt, der Friedhofskapelle. Links des Wegs lag der Friedhof, rechts wurde er in großen Abständen von vereinzelt Häusern gesäumt, die irgendwann die vierte Häuserreihe hätten bilden können, und die fünfte, aber der Optimismus hatte nicht einmal zur vollständigen Ausbildung einer dritten Reihe gereicht; hier oben waren nur diejenigen, die an eine Aussicht glaubten: die Zugereisten und die Toten.

Zur Trauerfeier erschienen vielleicht zwanzig Leute, überwiegend Frauen, einige grüßten die Mutter, ohne sich überrascht zu zeigen, als wäre es selbstverständlich, sie hier anzutreffen. Esther kam kein Gesicht bekannt vor. Während der Ansprache überlegte sie, ob aus ihr eine andere geworden wäre, wenn sie damals hier geblieben und aufgewachsen wäre. Die verstorbene Elisabeth wurde mittlerweile für die Pflege ihrer Mutter gerühmt und an diese Mutter, Alice, konnte sich Esther unerwartet deutlich erinnern. Alice, die immer im Türrahmen zwischen Wohnzimmer

mer und Loggia saß, in einem Schaukelstuhl, eine abgegriffene Wolldecke über den Knien und um den dünnen, faltigen Vogelhals ein fadenscheiniges weißes Tuch, zusammengehalten von einer Brosche. Sie tat nichts als aus dem Fenster sehen, obwohl sich dort nur dunkel und mächtig die andere Seite des Tals abzeichnete. So saß sie stundenlang, tagelang. Zum Schaukeln fehlte ihr die Kraft; das besorgte Esther, wenn sie zu Besuch war. Dafür sprach Alice mit ihr, merkwürdig rätselhaft und ernst – auf jeden Fall nicht wie mit einem Kind. Alice sprach von der anderen Seite des Bergs, von der sowohl sie als auch ihr Mann stammten, vom Mann, der ihr hier ein Haus gebaut, jedoch weiterhin auf der anderen Seite gearbeitet hatte. Von Gesellschaften, zu denen sie ihre alten Freundinnen einlud. Vom Mädchen aus dem Ort, das den Haushalt führte. Es endete immer damit, dass kurz nach der Geburt der Tochter der Krieg begann, aus dem Alices Mann nicht zurückkehrte.

Esther rieb sich die Augen und über die Stirn, die sich heiß anfühlte, obwohl es in der Kapelle sehr kühl war. Sie fühlte sich überrascht von dieser Erinnerung und der Klarheit der davon freigelegten Bilder. Sie versuchte zu ordnen, was sie sonst noch über Alice wusste. Alice hatte nach dem Krieg, wie alle anderen hier, Augen aus Glas hergestellt, denn dafür war der Ort berühmt. Diese Arbeit war mühsam und schlecht bezahlt, aber für Alice gab es keine andere Möglichkeit, denn sie wollte das Haus, das ihr Mann für sie gebaut hatte, nicht verlassen, obwohl es auf dieser Seite des Bergs keine Witwenrente für sie gab. So hatte Esthers Mutter, die mit Elisabeth gearbeitet hatte, die damals noch geschlossene innerdeutsche Grenze umschrieben. Die Mutter hatte außerdem gesagt, dass die Leute im Ort behaupteten, die stolze Alice würde nicht mit ihnen sprechen. Da Alice das Haus praktisch nicht verließ, wusste Esther nicht, ob sie Recht hatten. Sie erinnerte sich an die Stimme ihrer Mutter, den Tonfall, wie sie sagte, es sei schwer, sich hier einzugewöhnen. Esther fiel ein, dass Alice an einer Augenkrankheit gelitten hatte. Alice selbst hatte von sich behauptet, sie habe vom vielen Sehen ein böses Auge, und nun sei es geschwollen und würde schillern. Esther hätte das gern gesehen, ein schillerndes Auge, und sie erinnerte sich, dass sie Alice beobachtet hatte, in der Hoffnung, einen Blick darauf zu erhaschen. Alice trug eine asymmetrische Frisur, die das böse Auge knapp verdeckte und das andere vollständig frei ließ.

Esther belauerte Alice – hinter dem Schaukelstuhl, unter dem Tisch –, aber alles was sie herausfand, war, dass Alice von Zeit zu Zeit ihre Hand unter den Haarovhang hielt, und ihr Auge rieb, bis es quietschte. Als sie schließlich nach dem bösen Auge fragte, erwiderte Alice, sie zeige ihr lieber ihr gutes, und reichte Esther eine warme Murmel, die sich bei näherem Hinsehen als Glasauge entpuppte. Ein Glasauge mit grauer, wolkig durchbrochener Iris, darüber ein feiner weißer Schleier. „Mein Meisterstück“, sagte Alice, „schenk ich dir“. Esther setzte das hellgraue Auge fest auf ihr eigenes braunes und wusste endlich, was Alice sah, während sie endlos aus dem Fenster blickte und schaukelte.

Esther hielt in ihren Überlegungen inne, die Trauerrede erschien ihr nur noch wie ein fernes Rauschen. Sie fragte sich, was aus diesem Auge geworden war. Es war nichts, was man irgendwo vergaß, aber ihre Umzüge waren zahlreich gewesen und dieses Glasauge nicht das einzig Verschollene. Wieder hörte sie die Stimme der Mutter: „Wenn wir zu Besuch kommen, erinnert sich Alice ihrer guten Erziehung.“ Bei diesen Gelegenheiten wurde der Schaukelstuhl an den Tisch gedreht, das teure Porzellan hervorgeholt und die gestärkte Tischdecke aufgelegt. Zu ihr wurde „Zappel nicht so viel“ gesagt und manchmal kam der Nachbarsjunge zu Besuch, den alle Pupri nannten, wie zuvor schon seinen Vater und Großvater. Esther mochte ihn, auch weil sich zu zweit das Haus besser erkunden ließ. Ihr Lieblingsplatz war eindeutig das Schlafzimmer, dessen verschwommene Schätze hinter Schiebetüren aus Eisblumenglas schon von der Kaffeetafel aus begehrt betrachtet wurden. An dieser gestärkten Kaffeetafel saß außer Pupri noch ein älteres Ehepaar. Die Frau beugte sich zu ihrem Mann und sagte: „Was sitzt sie nur den ganzen Tag am Fenster, sie sieht ja doch immer das Gleiche.“

„Alice sieht auf die andere Seite des Bergs“, rief Esther und die Mutter lachte los und ließ die Kuchengabel auf das Tischtuch fallen. Der alte Mann blieb als einziger ernst und flüsterte Esther ins Ohr, dass Männer unter den Armen nach Petersilie röchen, worauf sie ihren Arm hochhob, um den Geruch zu prüfen, aber da war nichts, weder ein Duft nach Petersilie noch nach sonst irgendwas. Der Mann lachte dröhnend. „Nur bei Männern“, sagte er bestimmt, hob den Arm und Esther reckte ihre Nase, doch seine Frau war schneller und rammte ihren Ellenbogen in Esthers Seite. Der Ellenbogen war sehr spitz. –

„Du bist tatsächlich eingeschlafen“, sagte die Mutter aufgebracht. Esther hob benommen den Kopf und sah gerade noch, wie sich eine Schiebetür hinter Elisabeths Sarg schloss.

Danach war sie der Trauergesellschaft widerwillig in ein Gasthaus gefolgt, das sich direkt neben der Friedhofskapelle befand und „Schöne Aussicht“ hieß. Über den runden Holztisch hinweg wurde in dem weichen örtlichen Dialekt gesprochen, und das Vertraute dieser Sprache strömte durch ihren Körper wie eine warme Welle, die an ihrer Zunge brach. Leise ahmte sie die Bestellungen der anderen nach, sie war sich nicht sicher, ob sie den singenden Rhythmus richtig traf. Als die Reihe an ihr war, wiederholte sie noch das Gericht ihrer Vorgängerin und geriet in die Stille plötzlicher Aufmerksamkeit. Gelächter brandete auf, Esther fühlte sich ertappt, mehr denn je fehl am Platz. Sie nuschte eine Ausrede und verließ das Lokal, sollte sich ihre Mutter mit denen herumschlagen. Sie ging über den Friedhof zurück zur Straße, die Sonne hatte ihren höchsten Stand erreicht und beschien das Städtchen, das in verschiedenen Schieferschattierungen leuchtete. Die Luft war überwältigend klar. Esther ging zum nächstgelegenen Haus, die rostige Pforte stand offen. Neben der verwitterten Haustür war ein angelaufenes Messingschild mit grünlich überzogenen Buchstaben in den Putz eingelassen: *Richard Wenzel, Finanzrat*. Eine metallgewordene Visitenkarte von Elisabeths Vater, der aus dem Krieg nicht zurückgekehrt war. Sie hing immer noch hier, als hätten die sechzig Jahre danach, als hätten Alice und Elisabeth nichts zu bedeuten gehabt. Esther rüttelte am Knauf, die Tür blieb verschlossen. Sie lief einmal um das Haus herum, über nachgiebige Erde durch den zugewucherten und verwahrlosten Garten. Die Fenster im Erdgeschoss waren vergittert. Wovor hatte man sich hier gefürchtet? Dass jemand herein oder dass jemand herauskam? Sie kehrte zurück zur Pforte, blickte kurz in Richtung ihres Autos und ging dann doch zu Fuß hinab in den Ort. Alles war übersichtlich und schnell abgelaufen, nur die ungewohnten Höhenunterschiede machten ihr zu schaffen. Sie betrachtete lange die Häuser, und war sich sicher, dass sich unter der graugeschuppten Oberfläche dieser Kargheit und Abgeschiedenheit etwas verbarg.

Den Nachmittag verbrachte sie im Glasmuseum. In mehreren Räumen waren kleine muffige Zimmer mit verblichenen Möbeln nachgestellt, in

denen früher die zehn-, zwölfköpfigen Familien der Glasbläser gelebt hatten; das Geld immer so knapp, dass es nicht mal zum Auswandern gereicht hatte. Die Gegend gab nichts her, nur Schiefer im Boden, um die armseligen Häuschen zu verkleiden und Holz aus den Wäldern, um die Glashütte in Gang zu halten. Schwarz-Weiß-Fotos zeigten bleiche, dunkelhaarige Kinder mit hübschen, ernsten Gesichtern und traurigen Augen, die aussahen, als wüssten sie, dass sie niemals erwachsen werden würden. Die Hinweise auf Armut und regelmäßig wiederkehrende Hungerperioden waren eigentlich überflüssig. Die Sehnsüchte müssen auf die Produkte der Glashütte übergegangen sein, dachte Esther, erst die Glasaugen, die in alle Welt verschickt wurden, und wenige Jahre später die Glaskugeln, erfunden in Ermangelung richtiger Äpfel und Nüsse, wie es hieß. Esther fielen die Hunde ein. Sie war sich nicht sicher, ob sie unterwegs welche gesehen hatte, normalerweise achtete sie auf so etwas nicht. Sie wandte sich gedankenverloren an die Museumswärterin, was sie sofort bereute, als diese sie befremdet ansah, den Kopf schüttelte und tat, als habe sie noch nie von dem Hundegerücht gehört. Als Esther betreten den Raum verließ und sich noch einmal umsah, bemerkte sie, dass die Wärterin ihr immer noch verdutzt hinterher blickte.

In der „Schönen Aussicht“ war die Luft schwer und rauchgeschwängert. Esther fand sofort ihre Mutter, die glücklich lächelte und völlig betrunken war. Eine Frau, die sie noch nie zuvor gesehen hatte, und die sich als Walburga vorstellte und auch genauso aussah, begrüßte sie überschwänglich. Soweit Esther ihr folgen konnte, betrieb sie ein Gästehaus, das sie malerisch nannte, und bot eine Übernachtung an. Esther dachte an die kleinen muffigen Zimmer, die sie im Museum gesehen hatte, die Tischchen und zierlichen Glasgegenstände; sie hatte keine Lust, in einer Puppenstube, und sei sie auch noch so malerisch, zu nächtigen. Sie hatte keine Lust, überhaupt hier zu nächtigen, aber die wattige Luft und ein Blick auf ihre Mutter ließen ihren Widerstand erlahmen und sie das Angebot annehmen. Sie sah sich zur Tür um, aber Walburga zog sie auf einen Stuhl und begann, freundlich und umständlich auf sie einzureden. Umständlich hieß, unter ständiger Zuhilfenahme ihres massigen Körpers, sie legte ihre erstaunlich leichte Hand auf Esthers Knie, die Schulter, den Arm. Esther fühlte sich fiebrig, nickte gleich-

AUGE UM AUGE

mütig, aß und trank, was ihr Walburga herwinkte, ein üppiges Gericht und dunkles Bier. Die Personen im Raum rollten heran und ebten wieder ab, in monotoner Gleichmäßigkeit; sie schienen alle mit Walburga verwandt. Nach dem dritten Bier überlegte sie, wie lange sie hier schon saß, es könnte eine halbe Stunde gewesen sein oder auch zwei oder drei, ihre Ohren rotglühend wie Glasstäbe, bevor man Kugeln aus ihnen blies, das konnte sie fühlen. Sie schaffte es, die nächste Runde abzuwehren, machte ein Zeichen, das Walburga eigenartigerweise verstand und verließ mit ihr und der Mutter das Lokal.

Das Gästehaus entpuppte sich als einfach und modern, einem Motel nicht unähnlich, Esther fühlte sich beinahe getäuscht. Die Mutter legte sich ins Bett und begann augenblicklich zu schlafen. Walburga verabschiedete sich wortreich und die nächste Welle trug sie stolz und beeindruckend zur Tür hinaus. Esther trat benommen ans Fenster; die Gardine bestand aus weißen, in sich gedrehten Kordeln, die sich nicht aufziehen ließen und sich stattdessen wie ein Schleier über sie legten. Auch das Fenster selbst konnte sie nicht öffnen, in den Griff war ein Zylinderschloss eingelassen, in das der Zimmerschlüssel nicht passte. Aus der Heizung unter dem Fensterbrett trat flimmernde Luft. Esther wurde panisch, griff ihren Mantel und verließ fluchtartig das Zimmer.

Die Hauptstraße war vollkommen leer, und, wie am Bahnhof, in diffuses orangefarbenes Licht gehüllt. Esther hielt ihr Gesicht in den Wind; die Kälte lähmte die Gesichtsmuskeln und ließ die Augen tränen. Sie fand es angenehm, den Körper wieder so zu fühlen, wie sie es erwartete. Aus einem Hauseingang traten plötzlich zwei Mädchen, die eingehakt und kichernd vor ihr herliefen und gleich darauf im Kulturhaus verschwanden. Esther ging hinter ihnen her ohne nachzudenken. Schon im Foyer hörte sie Musik. Sie folgte der Musik in den Keller, wo sich eine Tür mit der Aufschrift Jugendtreff gerade hinter den Mädchen schloss.

Im Jugendtreff war es angenehm dunkel und erstaunlich voll; dann fiel Esther ein, dass Freitag war und sie nicht mehr nach Wochentagen lebte, sondern die Zeit in Schichten und Doppelschichten teilte. In achtundvierzig Stunden würde ihre nächste beginnen, sie wollte nicht daran denken. Trotz der Dunkelheit fühlte sie sich beobachtet. Sie fiel auf, ohne Frage; es war hier nicht anonym, man kannte sich untereinander. Die

Mädchen waren überwältigend hübsch, fragil, Schneewittchenteint und große traurige Augen. Sie neigten die Köpfe und flüsterten miteinander. Auch sie schienen sich auf eine Art ähnlich zu sehen. Kam das vom Licht? Wann würden sie aussehen wie Walburga, in fünf Jahren, in zehn? Als wäre das nicht genug, kleideten sie sich sehr körperbetont, enge Tops, kurze Röcke, ohne dabei billig zu wirken, das Gegenteil war der Fall. Esther hatte nie so ausgesehen, auch früher nicht, sie fühlte sich schäbig in ihren Jeans und dem Wollpulli und dachte darüber nach, ob sie für den Preis einer späteren Ähnlichkeit mit Walburga das Aussehen und Geheimnis der Mädchen annehmen würde; bis sie die Jungen sah, die auf dieses Überangebot von Schönheit mit bemerkenswerter Vernachlässigung ihres eigenen Äußeren reagierten, was sich in flaumigen Bärten und Kinderfrisuren äußerte, sie sahen überhaupt kindlich aus.

Esther ging zur Bar, und weil sie sich dort, auf der anderen Seite des Raums noch immer beobachtet fühlte, durchquerte sie eine Tür neben der Theke, die in ein nächstes, sehr großes Zimmer führte. Dieses wurde offenbar als Lager genutzt, an den Wänden und auch im Raum selbst türmten sich Bierkästen und Colapaletten, dazwischen führte ein labyrinthischer Gang entlang, der sich weiter hinten wieder zu einem Viereck öffnete. Bierdunst und Zigarettenqualm schlugen ihr entgegen. Hier hielten sich fünfzehn, zwanzig Männer auf, richtige diesmal; keiner von ihnen schien sie zu bemerken. Esther stand eine Weile so da und schaute zu. Es wurde Hauptstadtraten gespielt. Jemand nannte ein Land und bestimmte einen anderen, der mit der entsprechenden Hauptstadt zu antworten hatte. Wer es nicht wusste, musste trinken; was war das – Jägermeister?, aus großen dickwandigen Gläsern. In kniffligen Fällen wurde jemand befragt, der der Koch genannt wurde, und die unausgesprochene Autorität innehatte. „Harare“, sagte er zum Beispiel oder, etwas herablassend, „Caracas“. Er saß mit angezogenen Knien auf einem Tisch und lehnte mit dem Rücken an einer Art Käfig, hinter dem weitere Vorräte aufgestapelt waren. Der Schnaps und die verbrauchte Luft hatten offensichtlich dazu geführt, dass ein Großteil der Spieler außer Gefecht war, einige schliefen schon in ungesunder Haltung auf Bierkisten.

Esther starrte auf den Koch, sie glaubte sich an jemanden erinnert, trat näher heran und stützte

sich an der anderen Seite des Vorratskäfigs ab. Es gab sicher einen guten Grund, warum man hier hinter verschlossenen Türen palettenweise sozialistisch raffinierten Zucker aufbewahrte und Mehl und wer-weiß-was-noch in vergilbten Tüten mit aufgedruckten Preisen in einer Währung, die inzwischen schon zweimal überholt war. In dem Moment, als sie sich entscheiden hatte zu gehen, fiel ihr ein, an wen sie der Koch erinnerte, an den stillen Nachbarsjungen von Alice. Sie betrachtete ihn durch den Käfig, sein fleischiges Gesicht, die langen, strähnigen Haare und die senkrechte Falte, die sich durch seine rechte Gesichtshälfte zog. Er schien älter als sie selbst. Und außerdem, dachte sie, wäre Koch ein viel zu fantasieloser Spitzname für jemanden, den man einst Pupri genannt hatte. Möglicherweise war er ein älterer Bruder, aber sie wusste nicht, ob es einen gegeben hatte. Esther sah durch den Käfig auf den Koch und ihr fiel ein, dass sie Pupri einmal geküsst hatte, im Verlauf einer Faschingsfeier für Kinder; Pupri war als Micky Mouse verkleidet gewesen, sie selbst als Indianer. Die Attraktion der Feier war eine Stehleiter, auf der jeweils ein Junge und ein Mädchen gleichzeitig links und rechts die Stufen nach oben kletterten, auf dem Podest angekommen, sollten sie sich küssen. Esther traf auf Pupri, der grinsend eine Zahnücke zeigte, im entscheidenden Moment jedoch zögerte, woraufhin sie kurzerhand nach den Plastikohren gegriffen und ihm einen Kuss aufgezwungen hatte.

„Uruguay,“ sagte jemand sehr laut, vielleicht war es auch nur ringsum leiser geworden, es dauerte eine Weile, bis Esther begriff, dass sie gemeint war. Sie zuckte mit den Schultern und winkte ab; sie hatte keine Lust auf alberne Spielchen. Ein stämmiger Rothaariger vertrat ihr den Weg. Wer war das? Der Mann von Walburga? Esther sagte: „Was soll das“, er antwortete nicht, verschränkte wortlos die Arme vor der Brust.

„Ihr spinnt wohl.“ Esther machte einen Schritt zurück und musterte die Männer; sie hatte das seltsame Gefühl, alles über sie zu wissen, ihre immergleichen Tage und die Sicherheit, die darin lag. Sie stellte sich vor, wie sie sich morgens einander im Umkleideraum der Glashütte zunickten, gemeinsam die erste Zigarette rauchten, gewiss würden sie während der Arbeit ein perfekt eingespieltes Team abgeben. Jemand näherte sich von hinten, drückte mit dicken Fingerspitzen Esthers Pullover an die verschwitzte untere Wölbung ihres Rückens. „Wenn du's nicht weißt,

musst du trinken. Ist doch ganz einfach.“ Esther zuckte zusammen, drehte sich um, sie ignorierte den unteretzten Mann, der vor ihr stand und auf dessen Brust das wohlgenährte Jungengesicht einer Zwiebackreklame prangte; sie suchte Augenkontakt mit dem Koch, der jedoch teilnahmslos auf die Zuckerverpackungen starrte. Der Zwiebackmann hielt ein Glas in der Hand und goss großzügig ein, auf der Flasche stand Rhöntropfen, während Esther sich ins Krankenhaus wünschte, wo man ihre Anweisungen befolgte und sie es nicht mehr nötig hatte, einen Status zu erringen. Ihre Arbeit zählte hier nicht. Jetzt fehlt nur noch, dass jemand sagt, es muss alles seine Ordnung haben, dachte Esther und überlegte, was sie darauf antworten würde. Die einfachen Wahrheiten waren immer am schwierigsten zu widerlegen.

„Hauptstadt oder trinken“, donnerte der Zwiebackmann, „muss schließlich alles seine Ordnung haben.“ Die Männer fielen in sein Gelächter ein.

Sie wittern die Angst wie Hunde, dachte Esther, wütend auf sich und ihre Unfähigkeit, mit der Situation klarzukommen. „Ihr könnt mich mal“, stieß sie hervor, hielt plötzlich inne und fügte leiser hinzu: „Hundefresser.“

Die Männer hörten gleichzeitig auf zu atmen, aus dem Thekenraum drangen Wortfetzen und Musik, irgendwo sprang ein Kühlschrank an. Der Koch hob den Kopf und sah von den Zuckerverpackungen auf. Der Zwiebackmann erholte sich als Erster, er rammte die dicken Fingerspitzen seiner freien Hand in das weiche Fleisch knapp oberhalb von Esthers Brust, sie taumelte einige Schritte zurück, er äffte sie nach: „Hundefresser.“ Er hakte den linken Daumen in seinen Hosengürtel und trommelte mit den Fingern auf der Gürtelschnalle. „Hundefresser. Aber ja. Was meint ihr?“ Er wandte sich an die Umstehenden: „Sollen wir der Dame Hund servieren? Hund ist nämlich gut für die Lungen.“ Er tänzelte näher an Esther heran. „Man bläst dann besser.“

Jemand kicherte. „Was glaubst du wohl, was du vorhin in der „Schönen Aussicht“ gegessen hast? Rinderbraten?“

Der Zwiebackmann war vor Esther zum Stehen gekommen.

„Mein Gott, jetzt trink endlich“, sagte der Koch durch das Gitter über die Mehl- und Zuckerverpackungen hinweg, und mit einer Ergebenheit, die sie selbst überraschte, nahm sie dem Zwiebackmann das Glas aus der Hand und trank es in einem Zug aus. Der Rhöntropfen hinterließ eine

AUGE UM AUGE

Brandspur in der Speiseröhre. Es war aber noch nicht vorbei.

„Costa Rica“, bellte der Zwiebackmann.

Sie hatte nichts entgegensetzen.

„Guyana.“

Beim dritten Glas rebellierte Esthers Magen, Nicaragua rettete sie. „Managua“, lallte sie und lehnte erschöpft den Kopf an den Käfig. Der Koch war die ganze Zeit über sehr souverän geblieben, „Montevideo“ hatte er gesagt, „San José“ und „Georgetown“.

Esther war auf schwerfällige Art beeindruckt; sie hatte weder von Guyana noch von Georgetown je gehört und überlegte, wie sie, ohne hinzufallen, zur Tür gelangen konnte.

„Du bist noch dran“, zischte der Zwiebackmann.

„Ich steig aus.“

„Sag ein Land, ganz egal.“ sagte der Koch und kam auf ihre Käfigseite.

Esther sagte: „Bayern“ und zeigte irgendwohin. Das Spiel ging tatsächlich weiter.

„Alles klar“, fragte der Koch und führte sie, ohne ihre Antwort abzuwarten, zu einer Hintertür, die in ein kleines Kabuff führte. Ein Regal aus grauen, faserigen Holzlatten verstellte ein winziges Fenster, das einfallende Licht der Straßenbeleuchtung brach sich in Gläsern mit eingekochten Früchten, die ausgebleicht aussahen, wie eingelegte Organe. In den übrigen Fächern lagen Werkzeuge, verstaubte Bücher, abgenutzte Spielsachen, Kleinkram in offenen Schachteln und Kartons. Der Koch wies auf eine am Boden liegende geblünte Matratze. Esther schüttelte den Kopf, unterdrückte mit Mühe einen Brechreiz, bevor sie sich neben dem Koch an die Wand lehnte und versuchte, gleichmäßiger zu atmen. Aus der Nähe bemerkte sie, dass sein Gesicht nicht fleischig war, sondern aufgedunsen und verbraucht, und dass das, was sie zunächst für eine Falte gehalten hatte, eine Narbe war, die längs über das ganze Gesicht lief. Trotz seines Aussehens strahlte er eine bemerkenswerte Selbstsicherheit aus. Durch den Alkohol leichtsinnig geworden, sagte Esther: „Hast auch schon bessere Zeiten gesehen.“

Der Koch lachte heiser und warf dabei den Kopf in den Nacken, so dass sie sehen konnte, dass in Verlängerung der Narbe ein Zahn fehlte.

„Ja“, sagte er, und legte seine Hand schwer auf sie. Esther schloss kurz die Augen, sofort nahm der Koch die Hand von ihrer Schulter, die sich auf einmal viel zu leicht anfühlte, und strich die Haare hinters Ohr. Esther rutschte ein Stück die

Wand herunter, der Koch fuhr herum und umschloss ihr Gesicht mit beiden Händen, sie bemerkte den Kellergeruch seiner Haut. In Zeitlupe zog er sie an sein lächelndes Gesicht heran. Durch die Zahnlücke war seine rosaglänzende Zunge zu sehen. Kurz bevor sie einander berührten, legte er seine Daumen über ihre Augen und drückte zu. Esther schrie auf, ballte ihre Hände zu Fäusten und schlug auf den Koch ein, der sie an das Regal abdrängte. Blind griff Esther neben sich, tastete über Papier und raues Holz, bis ihre Hand einen Karton fühlte, während der Koch die Daumen von ihren Augen nahm und ihr ins Ohr flüsterte, dass er ihr sein Glasauge verdanke. Für eine Sekunde maßen sie einander mit Blicken, dann verlagerte der Koch sein Gewicht und stieß Esther zu Boden. Im Fallen zog sie den Karton mit aus dem Regal, Glasaugen in allen Formen und Farben prasselten zu Boden. Eine Tür wurde zugeschlagen. „Steh endlich auf“, sagte die Mutter. Esther öffnete die Augen und sah ihre Mutter an der Heizung vor dem Fenster stehen, die Haare noch vom Schlafen plattgedrückt. Esther wischte sich über das schweißnasse Gesicht. Die Mutter hantierte ungeschickt mit einer Zigarette. „War wohl ein langer Abend gestern“, sagte sie und als Esther nichts erwiderte, zeigte sie auf die Tür. „Stand sperrangelweit auf.“ Sie nahm einen weiteren Zug, „die Haustür übrigens auch.“ Esther sah in die Richtung ihrer ausgestreckten Hand; auf der Kommode neben der Tür lag ein Glasauge mit grauer Iris.

Zwischenreich

An den Autobahnen saßen die Eulen
Zwischen den Nebelländern glitten
die riesenhaften Flügel der Windräder
in das weiche Grau der Nebelbänke
die über die Straßengräben drängten

In die Nebelschwaden fuhren wir ein
im japanischen Wagen eines Toten
dessen Wohnung langsam auskühlte
nahe der Stadt Castrop-Rauxel

Als wir ankamen, hatte die Stadt sich
in ihr bestes Rupfenkleid geworfen
und empfing uns mit einer Symphonie
aus blauweiß beleuchteten Gyros-Buden

In der Wohnung des Toten war niemand
nur die Familie stand im diffusen Licht
der Deckenlampen und las versunken
was auf den Rücken der Bücher stand
vermaß dann die Länge der Schränke
die Länge der Bänke, der Kisten
Der Teppich war weich und weiß und kalt

(für Henning Frederichs)

Brüssel

Hier wächst der Prunk
und klettert an den Hausfassaden
bis an die Firste über denen sich
der Himmel streckt und knackt
wie ein Gerüst aus Schulterblättern

Hier trinken Wermutbrüder Wermut
und murmeln leis Merci beaucoup
zu jedem greisen Pflasterstein

Hier gibt es Plätze die nur flüstern
vom Lebenslauf der Roßkastanien
An einem dieser Plätze scheint
die Sonne in das Hospital Artaud
Gesundheitsstätte – Sanitaire mentale

Hier im Hotel liegt gelbes Licht
auf schattengelben Zimmerwänden
Scherenschnitte vieler Fenster
ausgeschnitten von der Sonne

PULSSCHLAG

Ma boheme

Wir stehen, krumme Leuchtstoffröhren
und flackern unsre Worte
vom Keller in den Speicherraum
Wir stehen an den Bretterwänden
hinter denen uns die Nacht auflauert

Die Worte wiegen schwer in unsren Mündern
mehr Straß- als Wackersteine sind sie leider
Wir tragen Nacht- nicht Abendkleider
Und in heimlichen Salons essen wir
die Zeilen alter Dichter

Wir sterben nicht
Wir sind für´s Sterben nicht geboren
Wir liegen träge auf den Totenbetten
und schaufeln Trauben in uns rein

Die schlaffen Blütenblätter unsrer Herzen
sind durchsichtig, nicht tintenblau

PulsSchlag

Fettgeblasene Nacht
Das Metallgeknatter des Himmels
und unverständliche Bilder
in den Wolken der Augen
aufgehängt zwischen den Vorstellungen
die den Kopf zusammenziehen und auseinanderdrücken
Und das RedeRäderwerk der Münder
– Verflimmernde Reflexe auf der Weinoberfläche –
Und ein Beat / Noch ein Puls
Den Lufttrichter ins Ohr gesteckt – um die Musik
und das Klirren und das Rauschen / Kein Tonstreifen mehr
Kein Rasseln in der Blendungsmaschine
– Wenn mein Herz ein Lichtapparat wär
der Sonnenflecken spuckt / Und Schatten Und Schatten
– Ein stotternder Film auf der inneren Brustwand

Fieberfleischmünder von den Zellen der Rachen
Die Münder schlürfen allabendlich
ein Stück von dem Lufteis

Zwischen den zerkratzten Gesichtern
schwerer Vinylplattenbeat im Pumpwerk der Nacht
Und schließlich der Mond – zerteilt vom Fensterkreuz
hinter dem die Straße schweigt

Frost

Den Sternenhimmel
will ich stottern
in meine Nacht hinein
In die Dunkelheit
des Knochenmarks
soll mir das Eis
der Sterne schock
gefrostet sein

Moritat

Schwarze Schatten, Schwarze Hunde
auf dem Platz vorm Restaurant
in denen auf den Tellern liegen
Herzen, schwarz auf weißem Porzellan
Am Tellerrand die Beilagen
sind Licht und Dunkelheit
Licht ist mit Geschmacksverstärker

In der Küche schlägt der Koch
schon wieder Schweine tot
Wir trinken zu dem schweren Takt der Knüppel
Drumska aus den Flaschen, aus den Bechern
und aus winzigkleinen Fingerhüten
Und hören jetzt den Koch erneut
wie er seine Hühner rupft
mit den sehnenlosen Hühnerarmen

Herzen braten in den Pfannen
in der Küche, in der weißen
in der weißgefliesten Küche
braten Herzen schwarz und süß
Schwarze Hunde, Schwarze Schatten
vor dem Restaurant am Platz

DIE VENUS

Die Luft über der Venus-Oberfläche verändert sich rasch, auf dem Plastik haftet schon ein feiner Film aus winzigen Wasserperlen. Licht dringt nur noch gestreut ein. Doch sie sieht nichts. Ihre Augen sind ja geschlossen, die Venus hat sich auf ihre Nachtseite gedreht. Sie hört das Ticken der Uhr, tick-tick, jeder Schlag ein kleiner Meteor, den sie angezogen hatte und der nun in ihrer dichten Atmosphäre verglüht. Weiter rast sie auf ihrer Bahn um die Sonne. Sie kreiselt auch um sich selbst, das macht einige Schwerkraft. Ohne die hätten sich die Wolken längst ins Weltall verflüchtigt.

Außerhalb der Tüte kann sie nicht mehr atmen, denn die Welt ist voll von diesem stickigen Gasmisch. Außerhalb des Zimmers, in den anderen Räumen der Wohnung, und jenseits der Wände, im Freien, herrschen außerdem schädlich niedrige Temperaturen, an die sich die Venus nie gewöhnen konnte. Aber sie hat ja die Tür verriegelt, so dass niemand zu ihr vordringen, niemand ihre mühsam angewärmte Zimmerluft mit der kalten von draußen verwirbeln und ihr womöglich die Tüte vom Kopf reißen kann. Die Tüte trägt die Aufschrift „Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz“. An der Garderobe des Hauses, im neuen Gebäude an der Potsdamer Straße, liegt stets ein dicker Block mit Tüten zum Abreißen bereit. Jeder darf sich kostenlos bedienen, aber auf keinen Fall mehr als eine mitnehmen, sonst schimpfen die Damen von der Garderobe. Dass die Tüte beschlagen würde, hatte sie nicht erwartet. Sie wollte doch noch etwas erkennen in ihren letzten Minuten, aber das ist nun nicht mehr möglich. Die Tüte ist schon genauso milchig undurchsichtig wie die hauchdünnen Müllbeutel von der Rolle, von denen sie noch einige in ihrem Vorratsschrank aufbewahrt. Also muss sie sich die Gegenstände vorstellen, die, die sie so gern noch ein wenig betrachtet hätte. So gern hätte sie noch einmal das feinlederne Etui bewundert, das mit den Werkzeugen für Maniküre und Pediküre. Die winzigen Saphire der Feile, die jede raue Kante in menschliches Puder verwandelten. Es hatte sich auch in den entlegensten Ritzen der Schränke und Polstermöbel abgesetzt, trotz der Unterlage, auf die sie ihre Hände und Füße bei jeder Behandlung ablegte. Aber es genügte der schwächste Luftzug, es genügte schon ein Hauch, um ihr Puder zu verwehen. Ein Rest von ihr würde also in der Wohnung überdauern.

Zu den Dingen in ihrem Zimmer, die sie noch einmal erleben möchte, gehören auch die Tennisspieler. Sie findet die beiden immer im Fernsehapparat. Vielleicht sind sie gerade in diesem Moment bei einem Spiel. Das kann sie sich wenigstens anhören: der Knall des Balls, der auf die harten Saiten trifft, die keuchenden oder schreienden Männer, die knirschende rote Asche. Langsam erhebt sie sich, das fällt ihr bereits schwer. Sie dreht dem Fenster, das sie nur noch als Quelle eines hellen Scheins erkennt, ihren Rücken zu. An der Wand gegenüber, im Regal, liegt die Fernbedienung, da ist sie ganz sicher, das ist der feste Platz für die Fernbedienung. Sie tastet sich vor. Zwischen Sofa und Regal steht kein Hindernis, sie kann zwei, drei Schritte setzen, ohne einen Zusammenstoß mit irgendetwas befürchten zu müssen. Dennoch schiebt sie vorsichtig Fuß für Fuß vor, mit wie Fühler ausgestreckten Armen. Als sie in das Regal greift, bekommt sie etwas anderes zu fassen, etwas Pelziges. Es ist der Brieföffner, die Klinge ist an einer Rehpfote befestigt. Der Huf ist unnatürlich glatt. Sicher, er soll unnatürlich sein, es sollen keine Überreste vom Wald mehr an ihm kleben, auch kein Blut mehr, kein tierischer Schrei. Bestimmt wurde der Huf des Rehs in der Fabrik gefeilt und anschließend mit klarem Lack bestrichen.

Sie findet endlich die Fernbedienung. Auf dem Sportkanal läuft ein Bericht. Sie hört Menschen jubeln. Der Reporter ist aufgeregt, seine Stimme schrill vor Begeisterung. Der Favorit ist ein Italiener, der schon viele Berge

bezwungen hat, er ist halt enorm zäh, aber der Verfolger aus Deutschland holt rasch auf. Er ist für seinen verbissenen Ehrgeiz bekannt, der ihm schon manchen Sieg eingebracht hat, wenn auch wenig Sympathie.

Enttäuscht schaltet sie den Fernseher wieder aus. Nur ein Radrennen. Die Falten der fest verzurrten Tüte sind hart und starr und kneifen am Hals. Wären sie doch nur so weich und geschmeidig wie die Falten des teuren Anzugs, den sie zu diesem besonderen Anlass trägt. Die Tüte sitzt hauteng, sie schneidet der Außenluft den Weg ab, damit sie nicht eindringt und die eigene Luft der Venus verfälscht. Sie denkt an den König, der seiner Tochter ein hautenges Goldkleid schenkte. Sie erstickte daran, weil ihre Haut nicht mehr atmen konnte. Vielleicht ist es angenehmer, an Gold zu ersticken. Die Venus tröstet sich mit dem Gedanken, dass der Schmerz am Hals bald vorübergehen wird. Es ist günstig, es ist ökonomisch, ein Weilchen Schmerz am Hals gegen ein insgesamt schlecht sitzendes Leben einzutauschen.

Die Luft ist schon sehr dünn, dünner als im Hochgebirge. Es hängt viel Kohlenstoff am Sauerstoff inzwischen, hier auf der Venus. Kohlenstoff ist das Element des Lebens. Daher heißen die allermeisten chemischen Verbindungen des Kohlenstoffs organische Verbindungen. Kohlenstoff, der am Sauerstoff hängt, gehört jedoch in das Feld der anorganischen Chemie. Sie erinnert sich an das Bild, das sie auf die Idee mit der Tüte gebracht hatte. Sie hatte es in einem Chemiebuch für Kinder entdeckt. Ein Mann mit Zopfperücke in seinem Labor, das mit wirren Gebilden aus Glas vollgestellt ist. Kolben aus Glas und Kugeln und Röhren und Spiralen, die kreuz und quer miteinander verbunden sind. In der Kugel da brodeln ein leuchtend grüner Sud, in dem Kolben dort quillt ein nebliges Gas. Aber hier, auf dem Tisch, da stehen drei ganz einfache, noch nicht miteinander verbundene Objekte: Ein hoher Becher aus Glas, eine brennende Kerze und ein Mäuschen. Aber halt, ein Mäuschen steht nicht. Es zappelt und strampelt und kommt doch nicht von der Stelle. Der Wissenschaftler hat ihren Schwanz eingeklemmt, damit sie nicht entkommen kann. Er braucht sie für das Experiment, durch das er in die Annalen der Chemie eingeht. Er stülpt den Glasbecher über die Kerze und das Mäuschen. Nun gibt er den Schwanz des Mäuschens frei, sie soll noch ein paar Mal um die Kerze flitzen dürfen, noch ein paar Mal, komm, Mäuschen, noch eine Runde, rund und rund, hin und her, im Kreise immerzu, bis dir das Atmen schwer fällt, bis dir die Kerze den Sauerstoff weggefressen hat und du tot liegen bleibst. Aber auch die Flamme der Kerze wird bald erlöschen, nicht weil sie das Wachs verbraucht haben wird, sondern jenes Gas, das sowohl Mäuschen als auch Feuer zum Leben brauchen.

Die Venus ist sich Kerze und Mäuschen zugleich. Sie hatte erwogen, ihre Küche in ein Labor zu verwandeln, mit abgedichteter Tür, abgedichtetem Fenster, mit einem Gasherd, dessen vier Flammen auf höchster Stufe zischen und dessen Feuerkranz im Backofen blau leuchtet. Doch sie hätte es gar nicht bis zum Ersticken ausgehalten, denn vorher wäre es ihr zu heiß im Labor geworden. Außer sie hätte sich flach auf den kalten Boden gelegt, auf den Bauch, in der Haltung, in der sie immer einschläft. Dort unten auf dem Boden hätte sich das Kohlendioxid zuerst gesammelt, die Schicht wäre stärker und stärker, dichter und dichter geworden. Wer bäuchlings auf dem Boden liegt, erstickt zuerst daran. Aber ihr missfiel die Vorstellung, in verkrümmter Haltung auf dem Boden gefunden zu werden. Die Venus zieht es vor, im Sitzen ins Reich der anorganischen Chemie einzugehen.

DER UNBEKANTE L IM

Hendrik Jacksons Übertragungen der Gedichte Erik Lindners sind im Rahmen des Niederländisch-Deutschen Lyriktreffens in Köln entstanden, an dem je vier niederländische und deutsche LyrikerInnen Nachdichtungen von Gedichten eines ihrer fremdsprachigen Kollegen verfassten. Die an Wörtlichkeit orientierten Übersetzungen Gregor Seferens' hat Hendrik Jackson fortgeschrieben, „in eine andere Welt“ gereicht. So stehen dieses Mal dem fremdsprachigen Original gleich zwei deutschsprachige Auseinandersetzungen gegenüber. Dabei finden sich links die Übersetzungen von Gregor Seferens, rechts die Übertragungen Hendrik Jacksons.

Het raam maakt een kier
en de tafel tot hier
breekt
op slag

en de tafel is niet bij het raam
maar hier naast me gaan staan
aan de voet van de tafel
valt het kleed van de tafel

in het licht van het raam
buigt het blad een armlengte
knikt in de elleboog een reep
in de lade, kruimels, paperclips

het stuk karton dat de tafel recht
en het raam open houdt

een schuivend viekant over de tafel
beent in een stuk op de grond.

Er zit bloed in je lippen
en toch fluit de wind

toch roffelt de metro
onder de tafel zo
dat je hoofd omvalt
en ook een zacht woord
explodeert in je oor.

je haren liggen verspreid
over het kleed
toch opent je oog
en meet in het lamplicht
het stof daat trilt in de lucht

en de stof die op je daalt
te klein voor de tafel
te fijn voor de wind

QUADRAT

Fünf Überträge von Seferens / Jackson

Das Fenster macht einen Spalt,
und der Tisch bis hier
bricht
auf einen Schlag,

und der Tisch hat sich nicht ans Fenster,
sondern neben mich gestellt
am Fuß des Tisches
fällt das Tuch vom Tisch,

und im Licht des Fensters
biegt sich die Platte eine Armlänge
knickt im Ellbogen einen Streifen
in die Lade, Krümel, Büroklammern,

das Stück Karton, das den Tisch gerade
und das Fenster offen hält

ein schiebendes Viereck auf dem Tisch
stiefelt in einem Stück auf dem Boden.

Es ist Blut in deinen Lippen
und dennoch pfeift der Wind

dennoch rumpelt die U-Bahn
unter dem Tisch so
daß dein Kopf umkippt
und auch ein leises Wort
explodiert in deinem Ohr

deine Haare liegen verstreut
auf dem Teppich
dennoch öffnet sich dein Auge
und mißt im Lampenlicht
den Staub, der in der Luft zittert

und der Stoff, der auf dich herabsinkt
zu klein für den Tisch
zu fein für den Wind.

(Übersetzerbüro)

Glas: ein Fenster – spaltbreit offen.
und, als ob der Tisch
bricht: Schlag
licht

fällt da ein Tuch vom Tisch – der hat
sich nicht ans Fenster hingestellt –
gesellte sich – zu mir, wo es nieder
landet neben Klammern, Klemmen.

Licht, Rahmen, Glas.
Die Platte reflektiert, liegt da.
Der Ellenbogenknick. Papier und Krümel
eine Lade: Schub Bilder (*reproduziert*)

ein abgerissnes Stück Karton, geklemmt
ins Eck vom Fenster (*Klick:*) Erinnerungsclip

versonnene Vermeerung im Quadrat:
die leere Tafel (*--still--*) und das Parkett.

(erinnernd: Stalker)

zersprungen deine Lippe
Wind pfeift in den weißen Tag

der Tisch vibriert vom fernen
Zug. Das Tuch. Der Kopf
des Mädchens kippt, legt sich
an den Tisch und lauscht dem
leisen Wort, das im Ohr explodiert

rothaariges Mädchen, verstreute
Erinnerungen: ein Feld voll Klee
russischer Himmel, zersprengt
zu Schnee, der fällt in
die Furchen hier wie Staub

in die Lucht sinkt, du
gibst den Tisch nicht frei
den Wind nicht

DER UNBEKANNTE LIM

Het huis houdt op
aan de weg

de sloot slingert
het huis vanaf de weg

het huis bestaat alleen
op de gevel van het andere huis

de verhoging in de kamer
de nis voor het fornuis

op weg naar huis
over de weg langs het huis

voegen voor de schoorsteen
de loopplank de deur

een kind tekent een huis
het groeit tegen de muur.

Een lifter naar Acedia

Vanmiddag gaan de opnames slagen
vanmiddag

dit is de juiste dag
daar valt het juiste zonlicht

zijn silhouet kruipt over de wijngaard
zijn nagels klieven de rode aarde

tranen doen de schmink schuimen.
de grimeur rent met een pruik

hij haalt een sigaret uit zijn vestzak
en breekt hem in tweeën

vanmiddag roept hij en slaat op mijn schouder
terwijl ik het verkeer in de gaten houd.

QUADRAT

Fünf Überträge

Das Haus endet
am Weg

der Wassergraben schlackert
das Haus vom Weg aus

das Haus existiert nur
auf dem Giebel des anderen Hauses

die Erhöhung im Zimmer
die Nische für den Herd

auf dem Weg nach Haus
über den Weg am Haus vorbei

Fugen für den Schornstein
die Laufplanke die Tür

ein Kind zeichnet ein Haus
es wächst an der Mauer.

Ein Tramper nach Acedia

Heute nachmittag werden die Aufnahmen gelingen
heute nachmittag

dies ist der richtige Tag
da herrscht das richtige Sonnenlicht

seine Silhouette kriecht über den Weinberg
seine Nägel furchen die rote Erde

Tränen lassen die Schminke schäumen.
Der Maskenbildner rennt mit einer Perücke herum

er holt eine Zigarette aus seiner Westentasche
und bricht sie entzwei

heute nachmittag ruft er und schlägt mir auf die Schulter
während ich auf den Verkehr achte.

(Mühle in Brandenburg)

Die unbewohnte Mühle, dort endet der Weg
Kleiner Kreis, der die Mühle umhegt.

Ferne Alleen, Alleen: schlängelnde Acht.
Bestattungen, Leere. Gespinste und Nacht.

Krabat im Bann: der Zauber als Seuche.
Kammer; Kummer – nachts leuchtet

die rote Feder des Todes. Sieh: Uferstege,
die Dörfer. Schornsteine. Es regnet.

Die Kreide an der Mauer fließt ab.
Geschichten, die Mühle, das Blatt.

Mitfahrgelegenheit in die Melancholie

Jetzt muß es: Klappe! n-ter Versuch,
ein vernebelter Tag, sicherlich,

aber dies Tal der Kälte glänzt in höherer
Sonne und Silhouetten von

LKW-Kolonnen – rollen. Füchse,
die sich trollen und Gute-Nacht, Welt,

bellen, womöglich. Ein Weinberg –
und schlecht geschminkte Tristesse:

Raststätte, mon amour, noch einen Zug
(Schädel: ruht) – und wieder: Warten.

Dann schleppt sich der Track von Trucks
träg weiter, du aber trampst nach Acedia.

Pastille de menthe

Het is dit woord dat liegt, niet ik, weet je
wat – wat heb ik er mee te maken?
Ik ben die jongen die telkens verdwijnt.
Ik ben de tweeling in haar armen.

Onze botten gebed in behoeften.
Onze huid verschilfert bij het licht.
Ons uniform is bont, onze ogen blauw.

We zijn allebei even ongewoon, weet je.
We zijn allebei even beperkt en gesterkt.
We zijn op dezelfde schoot genomen.

Onze oren zijn klein in het veld.
Onze tanden staan recht in het gareel.
Onze nagels zijn koud ons vlees is lauw.

Een lamp buigt over de tafel
en laat haar staan.
Een zwijgende vrouw aan tafel verdeelt
wat van ons is en wat van taal

QUADRAT

Fünf Überträge

understanding Miss Lindner
(zwei Travestien von Hendrik Jackson)

Pastille de menthe

Es ist dies Wort, das lügt, nicht ich, weißt du
was – was habe ich damit zu tun?
Ich bin der Junge, der immer wieder verschwindet.
Ich bin der Zwilling in ihren Armen.

Unsere Knochen gebettet in Bedürfnisse.
Unsere Haut schuppt im Licht.
Unsere Uniform ist bunt, unsere Augen blau.

Wir sind beide gleich ungewöhnlich, weißt du.
Wir sind beide gleich beschränkt und gekräftigt.
Wir wurden auf denselben Schoß genommen.

Unsere Ohren sind klein im Feld.
Unsere Zähne stehen gerade in Reih und Glied.
Unsere Nägel sind kalt, unser Fleisch ist lau.

Eine Lampe beugt sich über den Tisch
und läßt ihn stehen.
Eine schweigende Frau am Tisch verteilt
was von uns ist und was von Sprache.

Pastillen gegen das Gemeinte

Es ist das Wort, das daliegt,
nicht ich, offenbar. Was tun?
– *Ich bin der Junge, der sich verdünnsiert.*
Ich bin das Zwielicht auf haarigen Armen.

Bonzen! Knöpfe! Gebete! Gehöft und Bottich!
Bronzen – Hui! – schilferts durchs Hitzlicht.
Gestatten, unsre Uniform ist Bond, blaue Augen.

Das Ungewöhnliche ist allemal dabei, wetten?–
In alle Sprache eingefahrn. Eingeparkt, verstärkt:
Wir ziehn ab: Schrotschuß. Auf Gnome:

– *Elf Ohren ziehn klein und gehetzt ins Feld.*
Elf Tandems stehen rechts in der heißen Garage.
Elf Nägel gekaut, schon fließt die Lava. –

Geht euch ein Lichtchen auf? Bieg die
Lampe dir zu. Laßt es im Schein stehn.
Die Tafel, die dich speist, ist immer verbeult.
Zwieträchtige Frauen sind wir. Fatal.

Halsversprechen: Heilspastillen? (-pastichen?)

lügt das Wort, weil es einfach nie erliegt? leugnet
es, im Anfang vom Ende mit Nichts zu tun zu haben?
ist als immerwährender Jüngling auf dem Abflug
mimt einen der Zwillinge der sokratischen Amme.

ach, wir ewig philosophierenden Knochen: bedarf es
doch einer dünnen Haut. Irrlichterei durchs Dickicht.
uff: Wahrheit taucht plötzlich auf: als Kassiber.

nicht ungewöhnlich, aber ungewohnt wahr zu nehmen.
die Beschränkung machts, macht stark und nimmt
gezielt beide Schößlinge wiederholt auf den Arm.

es ist immer einer zu viel / zu wenig (*unreine Überträge*)
so sehr wir auch Tandems bauen, Reihen, Glieder
bilden: 10 Finger, zwei Leiber: bald kalt, erstarrend.

die Lampe scheint immer noch. am runden Tisch:
ja Staiger, jaja Heidegger: ihr wollt lieber schweigen?
Schafe, *ihr* kamt ins Gerede. doch nur obskur. da lieber:
weiblich verschwendet, was bleibt ist auch – 1 Hauch.

Übersetzung als Neigung und Enteignung

Ein Nachwort von Hendrik Jackson

Äquivalenz vor- und das Ding sicher nach Haus zu schaukeln, konnte nicht das goldene Eiapoepia einer Übertragung der Gedichte von Erik Lindner sein: Zunächst einmal schienen die von mir zunächst angefertigten Verflüssigungen der Interlinearfassungen Gregor Seferens' diesen wenig hinzuzufügen, da Lindners Gedichte in annähernden Wörtlichkeiten noch genug Schwung über festen Füßen hatten. In jedem Fall schien die Feinarbeit des Dichters an dieser Stelle einmal mehr ebenso gut durch die Feinarbeit des Übersetzers leistbar zu sein. Die Mode, Übersetzungen durch (vermeintliche) Dichterweihen abzusegnen war auch von den Auftraggebern eines deutsch-niederländischen Abends, für den diese Übersetzungen angefertigt wurden, nicht so intendiert. Sie spekulierten vielmehr auf gegenseitige „Einflußnahme“ der Lyriker.

Die Interlinearübersetzungen zeigten dann auch, daß die Gedichte im Niederländischen mit Hilfe der deutschen Fassung von Seferens fast komplett auch für deutschsprachige Leser entbabelt wurden. Interessanter als dieses innere Entzücken in braver (und schätzenswerter) Kopistenmanier für Frohnaturen zu veräußerlichen, schien, die Gedichte, sich sprachlicher Verlustierung ein Stück weit anvertrauend, weiterzuschreiben, sie in eine andere Welt zu reichen und so angereichert, eine eigene Prägung der Neigung (auch dem Neigungswinkel) gemäß zu geben. Einen Autor verstehen heißt immer Rechnungen mit vielen Unbekannten aufmachen. Unter Bezugnahme auf das erste Gedicht entstanden also: Fünf „Überträge“: „Der unbekannte L im Quadrat“. Eine „Vermehrung“ oder „Vermeerung“ findet statt und spielt mit den Erwartungen, die auf den Kopf zu prallen und mit Ungleichungen, die einer Auflösung harren mögen.

Dort, wo Unverständnis wucherte, mußte noch radikaler vorgegangen werden: Die Mißverständnisse, die vorher noch produktiv waren und auf die Umgebung eines Gedichts verwiesen (so wird z.B. „bestaat“ (das eigentlich „besteht“ heißt), im verö-

denden Brandenburg anvisiert, zu „Bestattungen“, was weitere, geschichtliche Kontexte aufreißen ließ), gerieten in der „Travestie – understanding miss Lindner“ klar kontra-produktiv. Sie offenbarten dabei der Sprache ein Schlupfloch, durch das Unsinn einziehen kann, der dann doch noch einmal überspringt: Wo in den Überträgen vorher noch Lücke büßte, steht nun als Schuß über jedes Ziel hinaus (surplus-Schluß), quasi auch als vollständige Quadratur des Kreises zum Anfang, die Frage nach dem, was *Übersetzung* zu sein *scheint*. Und propagiert anbei hanebüchene Vereiteltheit von eigener Autorschaft und Übersetzung, die nicht mehr sondern verschwenderisch enteignet.

ABLICHTEN

Für Ayse Polat

Manchmal entgleiten mir die Dinge, zerfällt mir die Welt, in der ich lebe. Mir fehlt die Orientierung, nichts scheint mehr erinnerbar. Es gibt keine Struktur in dem, was ich sehe und erlebe, nichts, woran sich das Gedächtnis später einmal halten kann. Es ist wie mit einem Stadtplan, den ich zu Hilfe nehmen will, den ich immer wieder auseinander falte. Jedes Mal von neuem stelle ich fest, dass darauf nur eine einzige Straße eingezeichnet ist: Die Straße, in der ich mich gerade befinde.

Heute wehre ich mich, heute leiste ich Widerstand. Ich werde sehen, ob ich aus ein paar Bildern, aus einigen Eindrücken und Beobachtungen, aus einer schläfrigen Landschaft, der heraufziehenden Dämmerung, einer schmucklosen, ausgekühlten Villa zum Beispiel, eine Geschichte machen kann. Ob ein Zusammenhang entsteht, etwas Erzähl- und Erinnerbares, wenn ich mich dem lange genug aussetze, wenn ich nur alles genau betrachte, vielleicht in seine Einzelteile zerlege, um sie zu Hause, auf dem Papier, wieder zusammensetzen. Heute soll mir nichts entgehen.

Vor einem um 1920 entstandenen, längst aufgelassenen Gutshaus in der Nähe von Celle stehen auf einem Parkplatz einige Autos mit Hamburger Kennzeichen und ein Imbisswagen. Dazu, in einer Reihe vor den Pferdeställen, drei Lastwagen mit offenen Klappen. Aluminiumrampen sind angelegt, über die Kabeltrommeln, Stative, Lampen aus- und wieder eingeräumt werden. Aber im Moment ist es still. Der seitlich gelegene, verwilderte Garten ist still, und aus dem Wald, der hinter einem verschlammten Graben beginnt, dringt kein Knacksen, überhaupt kein Geräusch. Am Pool sitzen ein paar junge Männer auf umgedrehten Metallkisten und rauchen. Sie sind es gewohnt zu schweigen. Sie sind es gewohnt, im Kalten zu sitzen und zu warten. Sie warten auf Anweisungen aus dem Haus. Es ist später Nachmittag, November 2003. Die Sonne hängt wenige Zentimeter über dem Horizont. Es scheint auf einmal möglich, dass sie irgendwann in sich zusammenfällt und schließlich als Asche im Weltraum zerstiebt.

Der Schattenrest, den die niedrigen Ställe werfen, fällt auf den Parkplatz, reicht bis an die

dritte Stufe der Treppe, die hinaufführt zur Villa. Der Pool, so wird man uns später erzählen, wird seit beinahe dreißig Jahren nicht mehr genutzt. Er ist bis zum Rand mit Kartons gefüllt, in denen sich verschimmelte Akten befinden, die Verwaltungsunterlagen einer Erziehungsanstalt. Rechnet man, dass der Boom mit den Swimmingpools erst in den frühen Siebzigerjahren begonnen hat (das müsste man allerdings nachprüfen), dann bedeutet dies, dass die Mädchen, die hier einmal einquartiert waren, wenig Freude daran hatten.

Eine Zeit lang gehörte das Haus einem Industriellen.

Auf dem Weg hierhin, wir sind mit einem Mietwagen unterwegs, hat mir mein Begleiter erklärt, wie man eine Camera Obscura baut, die zum Portraitmachen geeignet ist. Das Problem sei, erstens, die Lichtstärke, man müsse eine Linse mit einem Durchmesser von mindestens zwei- unddreißig Zentimetern einsetzen. Die Linse sammelt das Licht, so hat er erklärt, je größer sie ist, desto heller wird die Projektion. Er klagt, dass die Herstellung einer solchen Linse sehr teuer ist. Das Glas wird gegossen, muss wochenlang auskühlen, ganz langsam wird die Temperatur heruntergefahren, um Splitterungen und Risse im Mikrobereich, das heißt Trübungen, zu vermeiden. Schließlich wird die Linse geschliffen, von Hand. Und zweitens? Zweitens die Ausrichtung des Bildes. Die meisten einfachen Cameras werfen das Bild auf dem Kopf stehend oder seitenverkehrt an die Projektionsfläche. Manchmal auch beides. Das Bild muss dreimal gespiegelt werden, das wussten die Alten Meister, aber dieses Wissen ist uns irgendwann abhanden gekommen.

Wir gehen über den Platz, an den Autos vorbei, die Treppe hinauf. Oben steht ein mit einem Walkie-Talkie bewaffneter Posten, der, als er bemerkt, wie leicht unsere Schritte sind, wie vorsichtig, umsichtig wir uns verhalten, die schmale Glastür für uns aufhält. Er nickt noch einmal komplizenhaft, als wir an ihm vorbei ins Haus schlüpfen. Im Empfangssaal steht eine Heizung, die über einen blassroten, porös wirkenden Gummischlauch mit einer Druckgasflasche verbunden ist und leise röhrt. Das Parkett knarrt.

Die Holzstufen, die in den zweiten Stock führen, werden ebenfalls knarren. Das kennen wir, nicht nur aus Filmen. Da können wir nicht hoch. Wir warten.

An der Landstraße, auf dem Weg hierher, standen alle fünfhundert Meter Campingwagen und Wohnmobile in den Parkbuchten. Davor, auf Klappstühlen, saßen Frauen, ganz normal gekleidete Frauen mittleren Alters. Die einzigen, die dort entlang fahren, sind die Filmleute. Spät abends, wenn sie zu der Pension zurückkehren, die sie angemietet haben. Und vielleicht ein paar Jäger, ich glaube, es ist Jagdsaison.

Wenn wir warten, schließen wir die Augen und sehen in uns hinein, denken vielleicht nach über die unmittelbare Vergangenheit, über ein Gespräch, das nicht zu lange zurückliegt, eine Fahrt durch eine Landschaft. Wir versuchen, uns an Namen zu erinnern. An Orte und Straßen. Fragen uns, wo dieses oder jenes Geschäft liegt, wie das Restaurant hieß, in dem das Gespräch stattfand, ... und wir versuchen, uns an dieses Gespräch zu erinnern, an die Reaktionen unseres Gegenübers, ein Zucken im Augenwinkel, die sichtbare Erwärmung der Haut.

Oder aber wir halten die Augen weit geöffnet, nutzen das verbliebene Licht, beobachten, prägen uns ein, was auffällt und wichtig scheint. Wir suchen Bilder, lauschen, suchen Geräusche, gerade in der Stille, wir putzen uns sogar — möglichst leise, denn oben wird gefilmt — die Nase, damit uns kein Geruch entgeht. Wir streichen mit den Fingerspitzen über staubige Möbel, berühren die Gegenstände, die es schaffen (irgendwie), unsere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das ins Bläuliche verwitterte Foto einer Pieta in einer Nische zum Beispiel. Die Nazis betrieben hier ein Mädchenerziehungsheim, bis ins Frühjahr fünfundvierzig, bis zum bitteren Ende. Dann wurde das Haus von den Katholiken übernommen. Wir sehen die Pieta und wir sehen gelbe Ränder unter dem Glas, etwas Organisches, ein Pilz, und wir beobachten nicht das wirklich Neue, das Unbekannte, wir beobachten das, mit dem hier und jetzt nicht zu rechnen gewesen war. Das wir aber kennen, das uns andere Augenblicke, an anderen Orten, schon einmal, in anderen Zusammenhängen, beschert haben. Wir wis-

sen, dass die Dinge manchmal nicht an ihrem Ort sind, es überrascht uns nicht. Aber wir speichern es, lichten es ab, finden es bemerkenswert. Wir bereiten die Erinnerung vor.

Es genügt nicht, dass man Erinnerungen hat, schreibt Rilke. Man muss sie vergessen können, wenn es viele sind, und man muss große Geduld haben zu warten, dass sie wiederkommen. Deshalb mache ich mir keine Notizen.

*

Wir bereiten die Erinnerung vor. Das Dachgeschoss, die dritte Etage des Gebäudes, ist mit grünem und senfgelbem Teppichboden ausgelegt. Wir sind in die Siebzigerjahre hinaufgestiegen. Aus den kalten Zwanzigern über knarrende Treppen in die Siebziger. Und wir kennen uns besser aus hier. Der Flur steht allerdings voller Gerätschaften. Ein Haufen Stangen, mit zwei breiten Lederriemen gebündelt. Papierrollen, Lampen, ein Tisch, darauf ein Thermosbehälter. Kekse, Styroporbecher. Sogar eine Papiertischdecke. Wer hat sich diese Mühe gemacht und warum? Unter dem mit einem weißen, grob zerschnittenen Laken verhangenen Fenster, auf dem Boden, steht eine alte Stereoanlage mit einem Plattenspieler. Im Vorübergehen werfen ich einen Blick darauf. Man kann so ein Laken zerreißen, denke ich, wenn man eine schwache Faser erwischt. Wir spüren die Ungeduld, mit der hier vorgegangen wurde, sie hängt noch im Raum. Die Ungeduld hängt noch unter der niedrigen Decke, die Ungeduld, mit der hier vorgegangen wurde, wurde in den Teppichboden hineingetreten, hineingerieben. Die Ungeduld hat sich einer Kabeltrommel bemächtigt, alles verknotet, unbrauchbar fürs Erste. Wir atmen die Ungeduld ein, ein leichtes Stechen in den Bronchien. Sie hat sich auf unsere Haut gelegt wie ein Fettfilm. Hier oben ist es schon wärmer. Eine Praktikantin empfängt uns, sie führt uns. Sie geht voraus, aber sie behält uns im Auge wie eine Hostesse. Sie deutet mit dem Finger, warnt, damit wir nicht über Schwellen, Kabel stürzen, damit wir nirgendwo anstoßen, nichts mitreißen. Teure Ausrüstung steht hier herum. An einer Tür hängt ein Schild, ein querformatiger Computeraus-

druck: Zentrale/Ruheraum. Die Praktikantin klopft, lässt uns ein, schließt von außen die Tür. Der Raum ist groß, staubig, leer. Kaum noch Licht hier. Im Hintergrund eine ranzige Küchenzeile. Die Regisseurin sitzt auf einer Chaiselonge, sie ist klein, wirkt noch kleiner in diesem großen Haus, ihre schwarzen Haare fallen in die Stirn, wenn sie in ihren Kaffee pustet. Sie trinkt aus einem Porzellanbecher, immerhin, hält den Becher mit beiden Händen. Die Regisseurin begrüßt uns, herzlich, wir kennen sie schon lange, sie bietet uns Stühle an. Ich habe tausend Fragen, keine davon stelle ich. Die Regisseurin fragt uns ab, als müssten wir etwas beweisen, als müssten wir uns den Zutritt erst noch verdienen. Sie will wissen, wie viele Autos unten vor dem Haus stehen. Sie fragt, woher der Imbisswagen kommt. Sie fragt, was uns aufgefallen ist im Empfangssaal unten. Und im zweiten Stock, habt ihr euch umgeschaut im dunklen, zweiten Stock? Nein, da drehen wir nicht, sagt sie. Den benutzen wir nicht. Alles aus den Vierzigern, eine Zeit, die wir überspringen müssen.

In der Sendung „Am laufenden Band“, einer großen Samstagabendshow, stand der Gewinner an einer Art Gepäckband und sollte sich einprägen, was dort an ihm vorbeilief. Es waren Geschenke, von kleinen symbolischen Objekten (ein Strandball für eine Dänemark-Reise) bis hin zu Haushaltsgeräten und kleineren Fahrzeugen. Der Gewinner des perfiden Spiels durfte mit nach Hause nehmen, was er nach Ablauf des Bandes hersagen konnte. Was mich immer fasziniert hat, war der Wechsel vom indefiniten zum definiten Artikel bei der Aufzählung. Ein Papageienkäfig, ein Tischgrill, eine Schaufel, ein Bild von einem Königspaar, die Lampe, das Kochset, der Werkzeugkasten ...

Der Catering-Wagen serviert anatolische Spezialitäten, meinen wir, aber auch Quiche und Kirschkuchen. Das passt weder phonetisch zusammen noch sonst wie. Dass uns die Pieta aufgefallen ist, erklären wir, nicht ohne Stolz. Die Regisseurin stellt ihre Tasse auf den Boden. Jemand hat mit Benzinstift ihren Namen darauf geschrieben. Sie will wissen, warum wir uns nicht an alles erinnern, was unsere Blicke streifen. Die Szene selbst ist der Zusammenhang. Es

müsste genügen, dass wir die Augen offen halten. Jetzt raucht sie. Wirft uns das Päckchen zu. Dann das Feuerzeug. Wir zünden und schweigen, suchen in der Dämmerung den schmutzigen Raum nach einem Aschenbecher ab.

*

Die letzten Bewohnerinnen haben, wie könnte es anders sein, Leonard Cohen gehört, *Death of a Ladies' Man*. Der Deckel des Plattenspielers ist braun getönt.

*

Wie leicht ich in die Falle fiel, schreibt (wieder) Rilke. Ich hätte doch wissen müssen, dass dieser Dritte, der durch alle Leben und Literaturen geht, dieses Gespenst eines Dritten, der nie gewesen ist, keine Bedeutung hat, dass man ihn leugnen muss.

Der Maler, mein Begleiter, sagt, er will in den Park, bevor es stockdunkel ist. Ich halte mich an die Regisseurin. Wir gehen über einen langen, vollgestellten Flur und gelangen zu einem schmalen Durchgang. Techniker, Kabelträger, Praktikantinnen machen sich flach, drücken sich gegen die Wand, ziehen ihre Bäuche ein, sofern sie welche haben, um uns durchzulassen. Gedreht wird in einem zweikommafünf mal dreikommafünf Meter großen Dachgeschosszimmer. In einem Haus, in dem einmal achtzig Mädchen und zwölf Nonnen sowie Köche, ein Hausmeister mit Familie, vielleicht ein Präfekt Platz gefunden haben, konzentriert sich alles auf diesen einen, winzigen Raum, in den kein natürliches Licht dringt. In dieser Industriellenvilla, die für eine Großfamilie, für Bedienstete, für Dauergäste, Hausfreunde gebaut worden ist, in der es mehrere Küchen gibt und Speisesäle und Türen, die seit dreißig Jahren nicht mehr geöffnet worden sind, in einer Villa, zu der ein Weiher gehört, ein Brunnen, ein Park mit einer monumentalen Diana-Skulptur, in dieser Villa treten sich zehn oder zwölf Hamburger Filmleute in einer Dachkammer auf die Füße.

Das Fenster ist von außen mit schwarzem Stoff abgedichtet. Strahler heizen den Raum auf. In

ABLICHTEN

der Mitte steht ein fahrbares Stativ mit einer Kamera. Wir mussten es im Zimmer zusammenbauen, erklärt die Regisseurin. Der Kameramann sitzt mitten in seiner geduckten Konstruktion und schaut auf ein Blatt. Sonst ist eigentlich kein Platz mehr. Trotzdem drücke ich mich herum, folge der Regisseurin. Ich will einen Blick auf die Szene werfen. Ich schwitze schon, habe meine Jacke ausgezogen.

Zwei Mädchen auf einem schmalen Bett. Sie tragen Kleidung, die vage an die Siebzigerjahre erinnert. Ein paar gedeckte Farben, Wellenmuster, ein Überwurf mit Fransen. Eins der Mädchen liegt auf dem Rücken und blickt verträumt an die Decke hoch. Die Andere, eine vielleicht Siebzehnjährige mit schweren, dunklen Haaren, sitzt auf der Bettkante, ihr linkes Bein ist angewinkelt, untergeschlagen.

Den eigentlichen Dreh verfolge ich in einem Nebenraum, vor einem DIN-A-4-großen Monitor. Ton gibt es hier nicht. Es ist heiß. Eine Menge Leute hocken, sitzen, dösen in der Kammer, ein paar Statisten und Schauspieler, die Praktikantin und einige Techniker. Der Raum ist nicht größer als die Dachkammer, in der gedreht wird. Der Sauerstoff ist längst verbraucht. Wir sind so nah dran am Geschehen, das ist unheimlich, wir sitzen gleich nebenan, nicht weit entfernt von dem Bett, auf dem sich die beiden Mädchen unterhalten, übers Fechten, so habe ich gehört. Wir verfolgen das stumme Gespräch live, auf einem kleinen Monitor, auf dem verschiedene Bildausschnitte mit weißem Klebeband markiert sind.

*

Ich erzähle von meiner Nichte, deren Nachbarin, eine alte, vereinsamte Frau aus Mähren, sich unbemerkt aus dem Leben gestohlen hatte. Fünf Wochen dauerte es, bis sie entdeckt wurde. Meine Nichte musste feststellen, dass die Leiche unmittelbar hinter ihrer Schlafzimmerwand gelegen hatte, gleich an ihrem Bett. Zwischen dem Bett der Vertriebenen und meinem Bett, sagte sie, war nichts als eine bei einer billigen Sanierung eingezogene Pappwand. Jeden Abend habe ich mich da hingelegt, ich habe da gelesen

und geliebt. Ein paar Zentimeter nur zwischen mir und einer langsam, einsam zerfließenden Leiche.

*

Was wäre, wenn man ein Loch in die Wand bohren würde? Ein Linse einsetzen vielleicht, drei Spiegel. Damit die Mädchen mit ihrem Bett nicht Kopf stehen. Die Leiche der alten Frau. Wahrscheinlich lag sie im Dunklen. Es ist alles ganz einfach, hat der Maler gemeint. Angewandte Physik. Allerdings, das Modell muss lange still sitzen.

*

Meine Nichte ist nach Burma geflohen. Sie schreibt, die Generäle sitzen an einem Pool, tragen Sonnenbrillen und schöne Uniformen. Das Wasser blitzt. Die Generäle können nicht schwimmen. Sie hat wohl Angst vor der Briefzensur. Wahrscheinlich wird sie die Wohnung aufgeben, vielleicht nehme ich sie selbst. Man kann durch die Steckdose in das Sterbezimmer schauen. Da war etwas eingesteckt, zum Glück, eine so genannte Mood-Lampe. Die reagiert angeblich auf Körpertemperatur.

*

Es ist stockfinster, eine mondlose Nacht. Die Filmcrew packt zusammen, ein einziger Wachmann wird zurückbleiben wegen der Ausrüstung. Sie werden über die Landstraße fahren, an der die Frauen warten. Ich finde meinen Begleiter nicht.

Ilja Braun

Der Programmleiter und das Etwas

All about Schmitz von Thomas Weiss

Ein episches Gesamtkonstrukt mit dramatischen Wendepunkten und mitreißender Entwicklung ist es nicht, das Debüt des 1964 in Stuttgart geborenen Thomas Weiss. Im Gegenteil, was auf Anhieb auffällt an dem schmalen Bändchen ohne Gattungsbezeichnung, ist die Abkehr von den Konventionen realistischen, psychologisierenden Erzählens. Eine Abkehr, die hier freilich nicht mit revolutionärem Gestus daherkommt, so als müsse man dem Mainstream nett erzählter Geschichten einmal mehr das Formexperiment entgegensetzen, die literarische Selbstreflexion als Hauptaufgabe neuer Literatur verstehend. Das Erstaunliche an diesem gerade einmal 127 Seiten umfassenden Buch ist vielmehr, dass sein Autor eine Form gefunden hat, die zwar sperrig ist, dabei aber doch geeignet, einen Menschen in einer besonderen Verfassung deutliche Kontur gewinnen zu lassen.

Dieser Mensch heißt Schmitz, und seine Verfassung ist die des Trauernden. Schmitz hat vor einem Jahr seine Ehefrau Hanna bei einem Flugzeugabsturz verloren. In einem Alter, da er seine besten Jahre schon hinter sich hat, bedeutet dieser Verlust für Schmitz, dass er dazu verurteilt ist, den Rest seines Lebens alleine, in Einsamkeit zu verbringen.

Wie sieht das aus? Was geht in so einem vor? Statt Innenansichten einer verwüsteten Seele vor dem Leser auszubreiten, statt die Figur in einer leeren Wohnung an ihrer Lage leiden zu lassen, tut Thomas Weiss genau das Gegenteil: Er verwehrt jeden direkten Einblick in das Innenleben seiner Figur und bevölkert die Leere, die Hannas Tod zurückgelassen hat, mit den Gespenstern des Alter Ego seines Protagonisten. So begegnet man dem Sofaschmitz, der diesen Namen trägt, weil er immer im Wohnzimmer auf dem Sofa sitzt, als wäre nichts geschehen, als wäre alles wie immer. Der Sofaschmitz ruft den anderen Schmitz gelegentlich zur Reason: „Der Drecksotse hat sie umgebracht, sagt Schmitz. – Na na na, kommt es aus dem Wohnzimmer, wo man angefangen hat, Karten zu spielen, na na na. Er solle sich doch bitte etwas zusammenneh-

men.“ Dass es Schmitz mehrmals gibt, in unterschiedlichen und doch verwandten Rollen, daran muss man sich bei der Lektüre zeitig gewöhnen. Eine Art Persönlichkeitsspaltung, die nicht in klinischen Dimensionen zu begreifen ist, sondern als Ausdruck jener Eigenart, wie sie alte Menschen oft entwickeln, wenn sie allein sind, wenn sie mit sich selbst zu sprechen, sich selbst zu ermahnen oder Mut zuzusprechen beginnen. Dass Einsamkeit immer bedeutet, mit sich selbst allein zu sein, unfreiwillig immer nur sich selbst zu begegnen – diese einfache Erkenntnis hat Thomas Weiss in ein ebenso einfaches und dabei ganz und gar schlüssiges Bild übersetzt.

Wollte man die entstandene Szenerie verfilmen, würde diese Vervielfachung auf engem Raum unweigerlich komisch, böte Gelegenheit zu Slapstick-Einlagen und Kalauern. Daran lässt sich gut verdeutlichen, was Thomas Weiss' Prosa von alltäglich-realistischen Darstellungen unterscheidet. Sie entwirft metaphorische Szenarien, übersetzt die Bildhaftigkeit uneigentlichen sprachlichen Ausdrucks in Handlungselemente. Und damit kommt Weiss seinem Protagonisten viel näher, als ihm dies mittels eines emotionalisierenden, auf Einfühlung abzielenden Erzählens möglich gewesen wäre.

Es ist auch insofern ein geschickter Kunstgriff, als die Emotionalität, mit der das Erzählen dieser Geschichte von vornherein befrachtet ist, nicht in Kitsch umzuschlagen Gefahr läuft. Schmitz' Verzweiflung wird vom Autor literarisch im Zaum gehalten, und nicht zufällig entspricht das Bemühen um Klarheit und Struktur, das auf jeder Seite des Textes spürbar ist, dem Ringen des Protagonisten um Selbstbeherrschung. „Wenn es nur einen selbst angeht, vernachlässigt man sich gern“, weiß Schmitz, und dass er gerade deshalb seine Pergament-Haut öfter eincremen müsste. „Ich muss mich zusammenreißen“ – ein typischer Schmitz-Satz, typisch für jemanden, der Gefahr läuft, die Kontrolle zu verlieren, der Angst hat, die kleinen Dinge des Alltags zu vergessen. Im eigenen Leben

Ordnung zu halten, nachdem der Verlust des geliebten Menschen Chaos hinterlassen hat, ist nicht nur unendlich anstrengend, sondern droht auch ständig, in die Neurose umzuschlagen. Wenn Schmitz das schöne Porzellanservice mit den lachs-farbenen Rosen aus dem Schrank holt und zwei Kerzen anzündet, dann träumt er davon, von der schmerzlich Vermissten Besuch zu bekommen. Einsamkeitsrituale, die ebenso schrullig wie tröstlich sind. „Hinterher lasse ich mir alles noch einmal durch den Kopf gehen“, sagt Schmitz in Bezug auf diese imaginären Besuche. „Zwar vergesse ich immer wieder etwas, so dass es weniger und weniger wird, aber es reicht mir normalerweise gut, davon zu zehren, bis es wieder klingelt.“

Dennoch bleibt eine tiefe Verunsicherung, ein Gefühl des Ausgeliefertseins, nicht zuletzt an die eigenen Hirngespinnste, so als gestalte eine unbekannte Instanz eine Art inneres Fernsehprogramm: „Der Programmdirektor ist gezeichnet von einer gewissen Arroganz. Das Programm wird individuell zugeschnitten, da kann auch einmal etwas schief gehen. Ich habe den Eindruck, dass bei mir manches schief geht. Damit will ich mich nicht abfinden. Dass ich auf mein eigenes Programm keinen Einfluss haben soll, leuchtet mir nicht ein. Meine Bestrebungen, die Kontrolle darüber zu gewinnen, haben erste Priorität.“ Noch misstrauischer als gegenüber dem Programmdirektor ist Schmitz gegenüber „Etwas“: „Man weiß nie, sagt Schmitz, wann einem etwas dazwischenkommt. Das ist nicht vorhersehbar. Das ist ein Augenblick, ein Zufall. Etwas hat nichts zu tun, ihm ist langweilig, da denkt es, dass es höchste Zeit wird. Irgendwo stehen welche herum, die ahnen nichts, die wissen nichts, plötzlich fährt Etwas dazwischen, dass sie auseinander spritzen.“

Der Programmdirektor und das „Etwas“, die zunächst nur auf der sprachlich-metaphorischen Ebene derart personalisiert erscheinen, treten schließlich tatsächlich als handelndes Personal auf. Sie sitzen auf der Rückbank des Wagens, mit dem Schmitz am Jahrestag von Hannas Unglück zur Absturzstelle des Flugzeugs fährt. Man ist hier auf eine laute Pointe gefasst, die dann doch ausbleibt,

darauf, dass Schmitz zu guter Letzt vielleicht die Kontrolle über sein Fahrzeug verliert, einen Totalzusammenbruch erleidet, von Programmdirektor und „Etwas“ in die Enge getrieben, den Wagen gegen

einen Baum knallt. Vermutlich war dem Autor das zu billig, obwohl er immerhin genau diesen Ausgang mit den letzten beiden Sätzen nahelegt: „Münzen auf der Fußmatte sind keine zu sehen. / Etwas huscht vorbei.“ Die Münzen auf der Fußmatte sind zuvor bereits als der dem Fährmann Charon zu entrichtende Tribut eingeführt. Als Versuch, das Finale „rund“ zu bekommen, sind solche Andeutungen jedoch nur halb geglückt.

Doch das ist nicht sehr bedeutsam angesichts der bemerkenswerten Leistung des Autors, die Geschichte eines menschlichen Verlusts ebenso wahrhaftig wie unpathetisch erzählt zu haben, in einer wohltuend eigensinnigen Weise.

Thomas Weiss: Schmitz. Frankfurter Verlagsanstalt. Frankfurt am Main 2004.

Martin Endres

Das Poetische Harmagedon

Hendrik Jackson: *brausende bulgen* — 95 Thesen über die Flusswasser in der menschlichen Seele

„Wer spricht? Man weiß es nie, man wiederholt einige Sätze. Und ... / ist das nicht sinnloses In-Leere-Raume-reden?“ — Versteht man die Lyrik Hendrik Jacksons lediglich als ein kühnes Ausloten vermeintlich unüberwindbarer Grenzen des poetischen Sprechens, so wird man, denke ich, sowohl

dem eigenen Anspruch des Autors an seine Dichtung, als auch den gewichtigen Implikationen seines Werkes nicht gerecht. Wenn Monika Rinck in ihrem Nachwort zu Jacksons letztem Lyrikband „einflüsterungen von seitlich“ bereits vom „Wispern einer abseitigen Inspiration“ in Jacksons Dichtung

spricht, so läßt sich in dem nun vorliegenden Band „brausende bulgen“ eine Extensivierung des selbstgesetzten thematischen Spiel- und Sprachraums des Autors erkennen.

Jackson ruft auf zum neuen Kreuzzug, einem Kreuzzug ins „Weglose der Poesie, in das Entstehen der Sprache“ und findet einen geistigen Vater im apokalyptisch-revolutionären Thomas Müntzer, der zu

Kreuz in sich auf sich, wengleich das Gewalt, Ende, Blindheit, Brüche bedeutet“. Der ‚reformierende‘ Weg der poetischen Sprache, der poetische Kreuzzug, muss für Jackson „über das Kreuz gehen“, hinaus in die Dreidimensionalität des sprachlichen Raumes, weg von der gewohnten Zweidimensionalität des linearen Erzählens. Damit verbindet sich auch eine Erweiterung der bereits von Bachelard postulierten These, dass die Poesie diejenige sein müsse, die die Erfahrungswirklichkeit vertikal verändern könne. Jacksons poetischer Kreuzzug erstrebt letztlich eine Aufdeckung und Heranführung an das, was jenseits unseres bisherigen sprachlichen Weltzugangs liegt, an „das, was uns unterstromt und überstört“, an die brausenden bulgen, die im Unsichtbaren ahnbar, hörbar werden: „Zwei Arten von Flußwassern sind. Die einen ruhen in uns und die anderen sind ein / Durchströmen ... Auseinanderbrechen und Ineinstrudeln.“ Das Transzendieren der Begriffssprache ist für Jackson jedoch nicht ein planbares Übersteigen des Wortsinns, sondern gerade die (Er-) Öffnung für ein seinsschöpfendes Wort-Ereignis, für das zur-Sprache-kommen-lassen des Fremden: „Welche Sprache da sein wird, / muss offen sein, deshalb offen sein auch die unsere“.

Doch jeder Ausritt in diese Quell-Sphäre der Sprache ende zumindest in einer partiellen Niederlage, ende im Zurückgeworfenwerden in die sinnliche Ohnmacht, die blinde Gewohnheit, die kurz überschritten werden konnte, ende aus Angst vor zu viel „(Ver-) Ständigkeit“ in der wehrsuchenden „Unschuld“, einer konditionierten und selbstverschuldeten sprachlichen Unmündigkeit. Jackson projiziert den kämpferischen Ausritt der Sprache und die unwillkürlich folgende Gegenbewegung in die Bildhaftigkeit von *Posaune* und *Lilie*, den zwei „Zeigern der Weltuhr“: die Posaune als diejenige, die zum Kampf aufruft, die (mit „Geschelle, Gerasel, Gelärme“) Sprach-Barrieren einstürzen läßt, und die Lilie als Symbol der nach Harmonie süchtigen Alltagssprache: „Insurgiert und... die Lilie zum Mund geführt“.

Das ‚Heer‘ der handwerklichen Mittel, das Jackson zur Verwirklichung seines Kreuzzuges zur Verfügung steht, ist immens und ungewöhnlich zugleich. Der vollkommene Verzicht auf jedwede Form des Reimschemas und die damit auch verbundene Überwindung der freien Verse, hinterlassen bereits bei erster Betrachtung des Textes einen bleibenden Eindruck. Die Sprache selbst wird zum Strom, „geht durch Bruchgemäuer, macht sie abbröckeln, entschlackt sie, legt Fundamente frei“. Nicht allein das bereits erwähnte Verweben biblischer wie mittelalterlicher Quellen in das eigene lyrische Sprechen, sondern die bewußte Inanspruchnahme des apokalyptischen Sprachdukus Müntzers durchziehen den gesamten Band:

Anfang des 16. Jh. das lutherische Gedankengut der alleinigen Bezugnahme auf die heilige Schrift radikalisiert: der Geist Gottes inkarniere sich durch göttliches Sprechen, führe zu innerer Erleuchtung, die sich jedem Be-Greifen durch Buchstaben entziehe. Jackson greift dieses Bild auf, wenn er Gott als „Pneuma“ definiert, der sich uns direkt mit dem „Finger ins Herz“ schreibe. Die Reduktion der Sprache auf ein in „äußeren Worten“ erstarrtes Begriffsnetz, das sich vornehmlich in der Verengung des semantischen Spektrums der Alltagssprache manifestiere, gelte es poetisch in einer doppelten Bewegung zu hintergehen und zu über-schreiten. Unterbleibe diese Dekonstruktion des Gewohnten, reduziere sich die Welt auf eine scheinhafte Realität, „die aus Bildern besteht“, da sie eine Verzerrung der Erkennbaren „anstelle des Wirklichen / wie Greifbares zu Händen und Ohren Augen“ gebe.

In zehn Zyklen („10 x 9,5 Thesen“) zitiert Jackson nicht nur an zahlreichen Stellen aus Predigtauszügen und Schriften des Mystikers Müntzer, sondern macht sich zudem dessen zum Kampf aufrufende Bildhaftigkeit zunutze („Dran, dran, solange das Feuer heiß ist“). So nehme der Kreuzzug „das

„Nymwahr, ich habe meyne wortt in deynem mundt gesetzt“. Prägend sind ebenso die gezielt durchgeführte Wort-Komposition sowie das mühe-lose Übergleiten in die frühneuhochdeutsche Schriftsprache, durch die die Worte infolge ihrer so vorgenommenen Markierung eine bewußtere Rezeption hinsichtlich ihrer semantischen Spektral-kraft evozieren. Letztlich subsumiert sich Jacksons lyrisches Bestreben in der Setzung von Klammern, die den Sprachfluß durchbrechen und denen der Autor eine programmatische Funktion zuschreibt: „Die Klammer: auch Klapptür, Falle oder paralleles (nur sekundenlang befahrenes) Gleis“.

Was Hendrik Jackson in seiner Lyrik gelingt, ist eine

Transzendierung jedweder Sprachkonvention und der in ihr gründenden begrifflichen Eingrenzung des sprachlichen Erfahrungsraumes. Es sind nicht zuletzt die unerwarteten Wendungen innerhalb seiner Metaphorik, die in ihrer Komplexität und ihrer durchscheinenden Verwiesenheit auf ein Jenseitiges den Leser das selbstgesetzte Postulat immer wieder neu erfahren lassen: „Was nie zu / Augen kam, soll in unsere Herzen / kommen, was nie eines Menschen Ohren / vernahm (im Rauschen hinterm / Rauschen)“.

Hendrik Jackson: *brausende bulgen. 95 Thesen über die Flusswasser in der menschlichen Seele.* edition per procura: Lana, Wien 2004.

Claudius Nießen

Reizüberflutung

Das Literarische Colloquium Berlin und die Digitale Bibliothek präsentieren 25 Nachwuchsautoren auf CD-ROM und DVD.

Auf den zwei Scheiben, die mit dem Titel „Entdeckungen 1“ überschrieben sind, finden sich fünf- und dreißig Werke, mehr als achthundert Seiten Text, von fünf und zwanzig angehenden Autoren. Die teils hervorragenden Texte machen wieder einmal deutlich, dass der Stellenwert des LCB als Entdeckerwerkstatt gar nicht hoch genug einzuschätzen ist.

Eine wunderbare Erzählung hat Jasna Mittler mit ihrer „Nachtschicht“ abgeliefert, eine geradlinige und zugleich sprunghafte Abwandlung eines Reigens, die ein wunderbares Spiel treibt mit dem Wechsel der Erzählperspektiven und fast wie beiläufig die Nacht in der Großstadt umreißt mit all den Protagonisten, die so eine Geschichte braucht: Penner, Polizisten, verfrorene Frauen und die anderen Nachtgestalten.

Um Längen interessanter als Kathrin Röggles Beobachtungen telefonierender Manager ist das Manuskript „Der Zahlenkrieger“ von Georg Schattney, das jüngste Geschichte – die Finanzkrise Argentiniens – in einen belletristischen Rahmen fasst, Einblicke gewährt in das Gebaren einer fremden Finanzwelt, die ihr Handeln scheinbar mehr als Spiel und Zockerei zu begreifen scheint, und die augenscheinlich nicht daran interessiert ist, welche realen Schicksale an ihrem Spiel hängen – sprachlich allerdings täte es dem Text gut, man triebe ihm noch die eine oder andere fiskale Ausdrucksweise aus. Zumindest hat Schattney ein Thema gefunden, das spannender nicht sein könnte. Das ist politische Literatur am Puls der Zeit.

Etwas ratlos lässt einen allein Manuel Karaseks Erzählung „Der Eskimo und sein Kühlschranks“ zurück. Zu bemüht, zu konstruiert kommt dieser Text daher, sprachlich nahe an der grenzenlosen Langeweile. Und immer wieder beschleicht den

Leser hier das unangenehme Gefühl, da hat jemand mit Absicht lange Namen, ferne Orte und skurrile Beschreibungen eingeflochten, die nicht mehr zu sein scheinen, als Nebelkerzen, die bedeutungsschwanger daherkommen, ohne bedeutend zu sein.

Dagegen steht Julia Wolfs Text „Die Frau der großen Anfänge“. „Ich habe keine Sonnenbrille dabei“, stellt die Erzählerin in Julia Wolfs Geschichte irgendwann beiläufig fest. Und so ist auch der Text gebaut: unpräzise kommt er daher, nähert sich den zu guten, zu geraden, zu netten Menschen.

Nicht zuletzt lebt der Text von der großartigen Beobachtungsgabe, die sich in der Beschreibung von Gefühlen und Situationen ebenso treffsicher beweist, wie in der Ohrfeige an Mitte und Prenzlauer Berg, die so schön lange nicht niedergeschrieben wurde:

„Mir wird wieder einmal bewusst, dass ich diesen Stadtteil hasse, die inszenierte Schlampigkeit seiner Bewohner. Trendbewusstsein mit einem Schlag alternativ. Hier scheint das Leben darin zu bestehen, dass Menschen in old-school sneakers Abergangen im Biosupermarkt kaufen, sie dann ins nächste Café tragen, wo sie andere Menschen treffen, deren Klamotten nach Second Hand aussehen, um sich mit ihnen über cineastische Fragen zu unterhalten, über die Probleme in den Rundfunk- und Online-Redaktionen dieser Stadt. Mir gehen diese Leute, denen der Pappbecher mit Take-out-Kaffee so gut steht, auf den Keks.“

Cineastische Fragen sind es auch, die man sich stellen muss, wenn es um das Konzept dieser Anthologie geht. Die erste Frage muss lauten: „Was machen junge Autoren vor der Kamera?“ Antwort: „In der Regel blamieren sie sich so gut es eben geht.“ Diese beinahe allgemeingültige Aussage ließ sich bislang alle Jahre wieder, am besten während der Übertragungen des Ingeborg-Bachmann-Wettbewerbs, beobachten. Die dort ausgestrahlten Autorenportraits konkurrieren im bislang undotierten Wettbewerb in den Kategorien

„fehlender Inhalt“ und „Einfallslosigkeit“, was inzwischen zu der erfreulichen Entwicklung geführt hat, dass sich einige der teilnehmenden Autoren dem Portraitversuch durch die Fernsehleute schlichtweg verweigerten.

„Als die Bilder nicht mehr reichten, kam das Schreiben hinzu.“ Dieser Satz findet sich in der „Selbstauskunft“ von Susanne Schirdewahn, eine von fünfundzwanzig jungen, deutschsprachigen Autorinnen und Autoren, deren Texte das Literarische Colloquium Berlin in der Reihe Digitale Bibliothek als „elektronischem Volltext“ samt Hörbuch und zusammen mit einer DVD voller Filmbeiträge herausgegeben hat.

Als das Schreiben nicht mehr reichte, mussten Bilder her, mag man in Berlin im Umkehrschluss gedacht haben – als Leser weiß man nur nicht so recht, wieso.

Manche Autoren sollte man vor dem Medium Film schützen. Seltsam gestellt und gestelzt, manchmal auch einfach nur peinlich wirkt ein Großteil der Interviews. Überhaupt haben diese Clips durch die Bank nichts gemein mit dem, als was sie angekündigt werden – Kurzfilme sind das nicht. Nur wenige der jungen Autoren kommen unverletzt aus ihren Filmen hervor. Thilo Bock zum Beispiel. Er kann, anders als viele seiner Kollegen, dem Medium Film etwas abgewinnen und nutzt es nicht nur als Projektionsfläche für den eigenen Text.

Thilo Bock hält den Ball flach und spielt die Rolle

Ich will ohne EDIT nicht mehr lesen.

Name: _____

Straße, Nr.: _____

PLZ, Ort: _____

Tel.: _____

Datum, Unterschrift: _____

Ich will EDIT abonnieren (3 Ausgaben pro Jahr 14,00 Euro im Inland, 16,80 Euro im europäischen Ausland).

Ab Heft Nummer: _____

Ich will EDIT mit einer Spende unterstützen (Konto 410 005 000, BLZ 860 800 00, Dresdner Bank Leipzig).

Diesen Coupon kopieren, ausfüllen und absenden an: Literaturverein EDIT e. V. im Haus des Buches, Gerichtsweg 28, 04103 Leipzig; Online-Bestellungen unter: www.editonline.de

des Klassenclowns. Und die verfolgt er auch konsequent in seinem Romanmanuskript „Mein Leben als Currywurst“. Herrlich zu lesen, wie der Autor es schafft während eines einzigen Telefonates – zugegeben, es ist ein längeres – die Figur des Erzählers so ganz en passant in Beziehung zu den meisten anderen in der Geschichte auftretenden Personen zu setzen. Diese, nämlich die Freunde des Erzählers, nette Menschen, die zum Beispiel Klaus-Günther heißen müssen, und deren Unzulänglichkeiten vorführt, während die Freundin des Erzählers am Telefon gerade die gemeinsame Beziehung beendet. Schade, dass man dem Humor in der deutschsprachigen Literatur bis heute so konsequent den Platz verweigert, der ihm eigentlich zusteht.

Mit Humor nimmt man irgendwann auch die Frage, wie man sich dieser Scheibe denn überhaupt nähern soll. Hört man sich die, von den Autoren selbst eingelesenen, mehr als zwölf Stunden Textproben an, liest man die achthundert Seiten am Bildschirm oder lässt man sich von den Filmen direkt vergraulen?

So klickt man sich immer aufs Neue durch die verschiedenen Texte und fragt sich nicht nur einmal, ob man diesen oder jenen nicht doch schon gelesen oder wieso man den Link beim ersten Mal schlichtweg übersehen hat, um am Ende doch wieder ins Ausdrucken zu verfallen, denn am Bildschirm literarische Texte zu lesen, das funktioniert irgendwie nicht.

Es ist ein Zuviel und ein Noch-oben-drauf, das diese Anthologie leisten will, so dass das Wichtigste fast zu kurz kommt: Die Texte der Autoren.

Trotzdem will man Ulrich Janetzki gerne glauben, wenn er in seinem Vorwort schreibt, dass „die meisten der hier vorgestellten Autorinnen und Autoren noch von sich reden machen werden.“ Das versprechen allein schon die Biografien. Biografien, wie man sie oft sieht bei angehenden deutschen Autoren: Da findet sich ein Studium in Hildesheim oder Leipzig, andere haben am Klagenfurter Literaturkurs teilgenommen, verschiedene Stipendienstationen hinter sich gebracht, die Manuskriptum-Kurse in München oder eben das LCB besucht – sie alle sind längst angekommen im deutschen Literaturbetrieb. Nein, Rohlinge sind das beileibe nicht, die Texte die wir auf diesen beiden Scheiben präsentiert bekommen. Aber nicht nur das lesen wir in den Biografien. Julia Wolf zum Beispiel schreibt da über Julia Wolf, sie habe „als Menschenrechtsbeobachterin“ in Mexiko gearbeitet „und verlor den Überblick.“ Das kann einem in dieser Fülle von Texten, Tönen und Bildern auch schnell mal passieren. Entschädigt wird man dafür aber spätestens, wenn man nach einigem Stöbern auf eine dieser wunderbaren Entdeckungen gestoßen ist.

Entdeckungen I. Neue Autoren stellen sich vor. Literarisches Colloquium

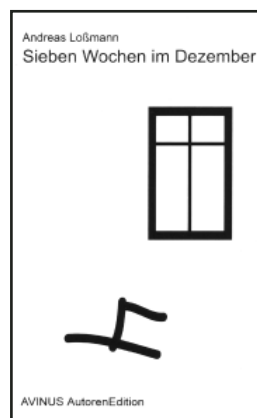
BEITRÄGE GESUCHT!

für das dritte Symposium
Schreibender Studierender im
Frühjahr 2005 an der TU Berlin

zum Thema
„körper.sprache“

Info unter:

www.tub-literatursymposien.de



Andreas Loßmann

Trotz seines jugendlichen Alters (er ist Jahrgang 1979) beschreibt der Autor die Schattenseiten des Lebens, die Menschen im hohen Alter manchmal bewusst werden. Andreas Loßmann schafft es, den Leser zum Nachdenken anzuregen – über das menschliche Verhalten, das Leben und die Welt. Ein tiefgründiges Buch, das vielleicht Dinge und Handlungen zu verändern vermag.

Ein alter Mann, allein in seiner Wohnung, bewegungslos auf einem Stuhl sitzend. Zu schwach, um sich zu erheben, wartet der alte Mann auf das Ende seines Lebens und durchläuft in dieser Zeit markante Stationen vergangener Jahre. Dabei widmen sich seine Gedanken dem Sinn des Lebens, unfähig Realität und Täuschung zu trennen. Er kommt zu dem Schluss, dass „kein Platz für Idealisten“ sei „oder für jemanden, der über ein einfaches Blatt, das vom Baum fällt oder über einen Sonnenaufgang glücklich ist“.

www.avinus.de

Ilja Braun, geboren 1970, lebt in Köln.

Cornelia Durka, geboren 1979, lebt in Berlin. Sie studiert dort an der Universität der Künste Visuelle Kommunikation.

Martin Endres, geboren 1980, lebt in Heidelberg.

Bettina Gundermann, geboren 1969, lebt in Dortmund. Ihr Debütroman „lines“ erschien 2001 in der Frankfurter Verlagsanstalt. Weitere Veröffentlichungen unter anderem in den Anthologien „Vom Fisch bespuckt“ und „Zu viel“. 2003 war sie Stipendiatin des Klagenfurter Literaturkurses. Im Frühjahr 2005 erscheint ihr Roman „Lysander“ bei Schöffling & Co.

Martin Hagemeyer, geboren 1967, lebt in Berlin. 1993 Alfred-Döblin-Stipendium der Preußischen Akademie der Künste Berlin. 1994 Berliner Künstlerförderung. Veröffentlichte in verschiedenen Literaturzeitschriften.

Gregor Hens, geboren 1965, lebt in den USA. Veröffentlichte unter anderem den Roman „Himmelssturz“ (2002), die Erzählungssammlung „Transfer Lounge“ (2003). 2004 erschien sein Roman „Matok verläßt seine Kinder“ (S. Fischer Verlag, Frankfurt a.M.)

Daniel Illger, geboren 1977, lebt in Berlin. Veröffentlichte zuletzt in der Anthologie „Tapetenware. Kollektion Prosa 2004“ und auf der CD-ROM „Entdeckungen I“ des Literarischen Colloquiums Berlin.

Hendrik Jackson, geboren 1971, lebt in Berlin. Rolf-Dieter-Brinkmann-Stipendium der Stadt Köln 2002.

Norbert Lange, geboren 1978, lebt in Leipzig, wo er am Deutschen Literaturinstitut studiert.

Erik Lindner, geboren 1968, lebt in Amsterdam. Teilnahme am Poetry International Festival Rotterdam 2002.

Claudius Nießen, geboren 1982, lebt in Leipzig.

Lisa Rave, geboren 1979, lebt in Berlin. Sie studiert dort an der Universität der Künste Visuelle Kommunikation. Gewinnerin des Schleswig-Holsteiner Filmfestivals „augenweide“ 2002.

Hendrik Rost, geboren 1969, lebt in Hamburg. Veröffentlichte Gedichte und Essays in Zeitschriften und Anthologien, zuletzt in der Neuen Zürcher Zeitung und der FAZ. Er erhielt unter anderem den Förderpreis des Landes NRW 2004. Zuletzt erschienen von ihm die Gedichtbände „Fliegende Schatten“, (Edition Solitude, Stuttgart 1999), und „Aerobic und Gegenliebe“ (Grupello Verlag, Düsseldorf 2001).

Claudia Rußwurm, geboren 1971, lebt in Berlin. 2002 Teilnahme an der Autorenwerkstatt der Neuen Gesellschaft für Literatur Berlin. Seit 2003 Studentin am Literaturinstitut Leipzig. 2004 Teilnahme am Klagenfurter Literaturkurs. Veröffentlichungen zuletzt in SIGNUM (2/04) und auf der CD-ROM „Entdeckungen I“ des Literarischen Colloquiums Berlin.

Gregor Seferens, geboren XXXX, lebt in Köln. Er übersetzte unter anderem zahlreiche Büchern von Harry Mulisch. Gregor Seferens erhielt 2000 den Else-Otten-Übersetzerpreis.

Kevin Vennemann, geboren 1977, lebt in Berlin. Er veröffentlichte neben dem Erzählungsband „Wolfskinderringe“ (Tropen Verlag, Köln 2002) weitere Texte in Anthologien und Zeitschriften. 2004 Teilnahme am Klagenfurter Literaturkurs

Florian Voß, geboren 1970, lebt in Berlin. Er war 2001 Stipendiat des Kultursenats Berlin. Neben Texten in verschiedenen Literaturzeitschriften veröffentlichte er in den Anthologien „Feuer, bitte“ (Dahlemer Verlagsanstalt, Berlin 2003) und „Lyrik von Jetzt“ (DuMont Verlag, Köln 2003)

Impressum

EDIT – Papier für neue Texte

ISSN 0943-8645

Herausgeber: Literaturverein EDIT e. V.
im Haus des Buches,
Gerichtsweg 28, 04103 Leipzig,
Tel./Fax: 0341/9 95 47 20

mail@editonline.de
www.editonline.de

Geschäftsführung: Patrick J. Hutsch

Redaktion EDIT 36:
Sünje Lewejohann, Patrick J. Hutsch

Praktikantin: Solveig Röwekamp

Bildredaktion: Tobias Hülsch

Bildgestaltung:
Cornelia Durka, Lisa Rave

Gestaltung, Satz: Michael Zettler
Herstellung: Thomas Druck Leipzig

Abdruck von „Lysander“ mit freundlicher Genehmigung von Schöffling & Co. Alle übrigen Rechte bei den Autoren.

Bankverbindung: Kto.-Nr.: 410 005 000
Dresdner Bank Leipzig, BLZ: 860 800 00

Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, können jedoch keine Haftung für sie übernehmen. Für Antworten bitte Rückporto beilegen. Bitte keine Zusendungen per E-Mail.

EDIT erscheint dreimal jährlich:
März, September, Dezember
Einzelpreis: 5,00 Euro.

Sie können EDIT bestellen. Zusendungswünsche inklusive 0,85 Euro in Briefmarken werden garantiert erfüllt. Abonnement für ein Jahr: 14,00 Euro im Inland, 16,80 Euro im europäischen Ausland

Bitte teilen Sie uns Ihren Abo-Wunsch mit. Wir senden Ihnen die in diesem Jahr bereits erschienenen Hefte mit Rechnung. Weitere Hefte nach Erscheinen. Falls nicht bis zum 30.11. des Vorjahres gekündigt, verlängert sich das Abonnement automatisch um ein Jahr.

Annoncen sind erwünscht, bitte fordern Sie unsere Mediadaten an.

EDIT 36 wurde gefördert vom Sächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst.

Wir danken dem Kulturstiftung Sachsen und dem Kuratorium „Haus des Buches“ für die Unterstützung unserer Arbeit.

Die Übersetzung der in diesem Heft veröffentlichten Gedichte ins Deutsche wurde vom Nederlands Literair Productie en Vertalingsfonds gefördert.